

Abend -



Zeitung.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

7.

Donnerstag, am 17. Februar 1848.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder.

Ein Dichterherz.

Beneidenswerth, ihr Alltagsseelen!
Ihr schwelgt im Kusse der Minute;
Ihr preist die Welt mit heitern Kehlen —
Und, leicht beschwingt vom Lebensmuth, —
Entrollen eures Blutes Wellen
Stets neuerjüngt des Herzens Quellen.

Was kummert euch des Jenseits Ferne,
Was euer jegig unklar Leben?
Euch sind die Sterne — eben Sterne,
Die lieblich klar am Himmel schweben.
Ihr nehmt den Tag mit seinen Freuden,
Ihr nehmt euch selbst, wie ihr euch fühlet,
Doch kennt ihr nicht das Sehnsuchtsleiden,
Das eine Dichterbrust durchwühlet!

Der Dichter lebt nur auf der Erden,
Bang hoffend auf ein bess'res Werden.
Er strebt empor zu jenen Zonen,
Wo der Verklärung Geister thronen,
Er fluchet dieses Leibs Beschwerden,
Der ihn verdammt, im Staub zu wohnen,
Er flucht der Menschheit eitlen Kronen,
Die auf dem Haupt der Selbstsucht thronen.

Sein ganzes Leben ist ein Streben
Zum Unermessnen, Unbekanntem; —
Doch eben das macht ihn erbeben,
Im Reich der Wahrheit nie zu landen.
Wohl ahnet er ein bess'res Leben:
Doch Ahnen ist noch nichts Gewisses.
So wird er weiter, weiter streben,
Wie einst zum Heimathland Ulysses.
Wie der durch wirre Archipela,
Irrt auch des Dichters düstre Seele;
Doch ihm ersteht kein Port der Rettung
Aus seiner Wandrung Leidverkettung.

Des Dichters Busen ist zerspalten
Von glühenden Gedankenblitzen,
Und seines Lebens Quellen spritzen
Mit des Gesanges Fluggewalten
Aus seiner Wunde Schmerzensspalten.
Sein armes Herz — es muß zertrümmern,
Sein Lebensglück vernichtet werden,
Dann erst auf den Ruin wird schimmern
Sein Stern ruhmleuchtend ob der Erden.
Und jene Thränen, die vergossen
Er heiß in kummervollen Nächten,
Als Perlen werden sie entsprossen,
Sich in sein Diadem zu flechten.
Die Seufzer, seiner Brust entstiegen,

Sie werden auf den Himmel fliegen,
Aus der Verklärung Feuerwolke
Sein Wort verkündend allem Volke.

So hofft er wohl, doch menschlich Hoffen
Wird, ach, so oft vom Blis getroffen!
Bestürmt die Brust von wilden Zweifeln,
Die grimmig mit Skorpionenbissen
Ihm in die Seele, gramzerrissen,
Des Todes Vermuthstropfen träufeln,
Unklar mit seiner eignen Seele,
Gepeitscht von selbstgebornen Schmerzen,
Befeindet mit dem eignen Herzen,
Wird ihm die Welt zur Marterhöhle. —
Mit sich und Gott und Welt zerfallen
Wird fort und fort der Dichter wallen,
Nach dieser Welt Erlösung schmachtend.
Den schnöden Sinn der Welt verachtend;
Mit seines Liedes freien Tönen
Schmach kündend allen Knechtesföhnen,
Stellt Tyrannie ihm ihre Fallen.
Es folgt die Mißgunst seinen Schritten,
Der Neid will ihn in Ketten schlagen,
Des eignen Werthes Zweifel jagen
Ihn von der Brüder trauten Hütten.
Verkannt, getäuscht und mißverstanden,
Beschiedet in des Wahnes Banden,
Iret trostesbar der Dichterheros
Vorüber an der Hoffnung Landen —
Ein nimmerruh'nder Ahasveros.
Sein Bettelstab ist der Gedanke,
Der Biederquell sein Labebonnen:
Bis ihm des Todes Spheuranke
Des Herzens Wunden zugesponnen.

Hugo vom Meer.

Wohlthun trägt Binsen.

I.

Es hatte stark geregnet, das Pflaster war sehr
glatt, der Himmel noch mit leichtem Gewölk be-
deckt, durch welches die Sonne nach und nach
durchbrach, um Paris mit desto glänzenderen
Strahlen zu beleuchten. Ein junger Mann, wie
es schien, von hoher Geburt, stand unter dem
Bogen der Seine-Strasse und sah mit seinem
Glase nach allen Seiten, als wenn er Jemand er-
wartete; ihm gegenüber, in einer dunkeln Ecke,
streckte ein reinlich gekleideter Knabe seine blasse
und magere Hand den Vorübergehenden entgegen,

während er mit der andern sich das Gesicht ängst-
lich bedeckte. In diesem Augenblicke gingen zwei
Damen vorüber, wovon die eine in einen weiten
schottischen Mantel gehüllt war; durch den schwar-
zen Schleier sah man die blauen Augen eines
jungen schönen Mädchens erglänzen, wie in dunk-
ler Nacht die Sterne am Himmel funkeln; ihre
Begleiterin schien eine Kammerfrau zu sein. —
Geben Sie mir Geld, meine Gute, ich habe meine
Börse vergessen, — sagte das Mädchen, die den
kleinen Knaben gesehen hatte, zu ihrer Begleiterin.

Mein Gott! ich auch, liebes Fräulein, und habe
nur so viel bei mir, um den Uebergang über die
Pont des arts zu bezahlen.

Geben Sie mir, was Sie haben, wir wollen
lieber über die freie Brücke der Tuilerien gehen.

Aber Fräulein, der Umweg ist zu groß, und
Sie wissen, wie die Mutter ängstlich ist, wenn
wir um eine einzige Minute zu spät kommen; es
schlägt schon zwei Uhr —

Desto schneller müssen Sie sich beeilen, mir
Ihr Geld zu geben, — fügte die Andere etwas
unwillig hinzu, und der Knabe erhielt aus ihrer
schönen Hand zwei Sous.

Dem jungen Manne war diese interessante
Scene nicht entgangen, er verfolgte das junge
Mädchen, welches sich hüpfend entfernte, indem sie
mit der, einer eleganten Pariserin eigenen Grazie,
mit ihrem kleinen Fuß kaum die Steine berührte.
Nachdem er sie aus den Augen verloren, näherte
er sich dem Knaben, der noch immer in der dür-
ren Hand die kleine Kupfermünze hielt, und ver-
wechselte sie mit einem Fünffrankenstücke. Als der
Knabe diese Veränderung in der Schwere und
Größe fühlte, nahm er die andere Hand von dem
Gesichte weg und schrie vor Freude auf: Ach,
mein Herr, mein guter Herr! gerade so viel fehlte
uns, um die Miethe zu bezahlen; ohne diese
Summe wären wir vom Wirth hinausgeworfen
worden, und mein alter Vater hätte diese Nacht
auf der Straße zubringen müssen. Ach, mein
Herr, mein guter Herr! Sie haben meinem Va-
ter das Leben gerettet! — Hier übermannte den
Knaben das Gefühl, daß er sich an die Mauer
anlehnen mußte.

Womit beschäftigt sich denn Dein Vater, mein
Kind? — fragte der junge Mann mit Theilnahme.

In diesem Augenblicke mit nichts; früher war er Kutscher, hatte aber das Unglück, von seinem hohen Sitze zu fallen, wodurch er außer Stand gesetzt wurde, sein Brot ferner zu verdienen. So lange meine gute Mutter noch lebte, ging es so ziemlich, weil sie mitarbeitete; seitdem sie aber todt ist, haben wir alle unsere kleinen Ersparnisse aufzehren müssen. Ich bin noch zu jung und schwach, und aus Verzweiflung habe ich heute mich hingestellt, um Almosen zu bitten. Das hat mir viel Ueberwindung gekostet, der Schmerz ist so groß, daß ich nicht wieder anfangen kann. Ich hatte schon daran gedacht, mir den Tod zu geben, um meinem armen Vater die Kosten meines Unterhaltes zu ersparen; allein der Gedanke an Gott, und daß mein Vater dann Niemand mehr, der seine Pflege übernehme, haben würde, so wie die Hoffnung, nach und nach groß zu werden, um durch angestrenzte Arbeit meinen Pflichten als Sohn genügen zu können, hielt mich am Leben. Mit Hingebung ertrage ich mein Unglück, und Gott hat wenigstens für heute gesorgt; aber was soll ich in Zukunft beginnen? Ach! wenn ich nur Arbeit bekäme!

Warum nicht, liebes Kind? Du sprichst ja recht gut, und kannst vielleicht auch lesen und schreiben.

O ja, mein Herr, und auch rechnen; dies Alles hat mir meine liebe Mutter während der Arbeit beigebracht; sie sagte immer dabei, das ist eine kleine Rente, die ich Dir hinterlasse. Wenn ich nicht mehr sein werde, wirst Du damit Deinen armen kranken Vater unterhalten können. Alle meine Freundlichkeit, alle meine Dienstfertigkeit hat mir bis jetzt zu nichts genügt; Niemand hat sich bis jetzt meiner angenommen.

Mit der Zustimmung Deines Vaters bin ich nicht abgeneigt, Dich in meine Dienste zu nehmen; ich werde auch für denselben sorgen, und bin überzeugt, daß es Dir bei mir gefallen wird.

Der Knabe wurde bald roth, bald blaß vor Freude, er konnte keine Worte des Dankes finden; aber zahlreiche Thränen zeigten zu deutlich, was er im Innern fühlte. Nach einer langen Pause faßte er endlich die Hand des jungen Herrn, küßte sie heftig und sagte mit zitternder Stimme: Wenn Sie es erlauben, werde ich Sie zu mei-

nem kranken Vater führen. — Während sie die Mazarinstraße hinaufgingen, wurde der Knabe zutraulicher und gesprächiger, und fing von selbst an, den künftigen Gebieter mit seinen nähern Verhältnissen bekannt zu machen.

Ich heiße Thom, und werde zu Ostern vierzehn Jahr alt. Ich werde sehr artig, sehr gefällig und in allen Punkten sehr aufmerksam und zugethan sein; auch werde ich sehr nüchtern leben; mit dem Hunger bin ich schon so sehr vertraut, daß ich davon keinen Schmerz mehr empfinde. Meinem guten Vater lassen Sie gütigst mein Lohn zukommen, jedoch mit Abzug der fünf Franken, die Sie mir heute geliehen haben, damit ich sagen kann, daß ich noch von Niemand Almosen erhalten habe.

Der junge Herr mußte über das zarte Ehrgefühl des Knaben lächeln.

Hier sind wir, — sagte der Knabe — ich werde aber voran gehen, weil die Treppen sehr dunkel sind. — Und so gelangten sie nach einigem Hin und Her in ein kleines Zimmer, wo sie einen ältlichen Mann, von noch ziemlich guten Möbeln umgeben, vorfanden.

Der alte Vater nahm mit Freuden den Vorschlag des neuen Wohlthäters, des Herrn Amadue von Tainville, auf, ihn in ein Hospital einzukaufen und seinen Sohn in seine Dienste zu nehmen. Man ließ sofort einen Wagen kommen, während der Alte damit beschäftigt war, seine noch übrigen Möbel und Geräthschaften unter die ebenfalls unbemittelten Nachbarn zu vertheilen. Nicht ohne Wehmuth verließ er einen Ort, der so lange hindurch der stumme Zeuge seiner großen Leiden gewesen war.

Nur Dir allein, mein Kind, — sagte der Vater unterwegs — verdanke ich die letzten glücklichen Tage meines Lebens; sei dankbar dafür gegen Deinen Herrn und in allen Stücken ihm treu ergeben.

Der Wagen hielt vor dem Hospital, und der Alte schloß seinen Sohn liebevoll in seine Arme und nahm von ihm mit zitternder Stimme den rührendsten Abschied. Mit einer Rührung, in der man Stolz und Liebe zugleich deutlich wahrnehmen konnte, sah der Sohn seinem Vater nach, der, nachdem der Einkaufschilling berichtet wor-

den war, mit einem Wärter, der ihm seine Stube anweisen sollte, mühsam sich entfernte.

Von seinem neuen Dienstverhältnisse ganz durchdrungen, macht Thom den Wagenschlag zu und ruft dem Kutscher, indem er sich hinten hinaufschwingt, mit lecker Stimme die Wohnung seines neuen Herrn zu. Nach einigen Tagen, als Thom, mit einer glänzenden Livree angethan, seinen Dienst als Kammerdiener verrichtete, fragte ihn sein Herr, ob er mit seinem neuen Verhältnisse zufrieden sei?

Recht sehr, — erwiederte Thom — aber nur Eines schmerzt mich sehr, daß ich nicht das junge schöne Fräulein, dem ich mein ganzes Glück verdanke, wieder gesehen habe, und ich nicht ganz sicher bin, sie wieder zu erkennen, um ihr meinen innigsten Dank darbringen zu können.

Woher weißt Du denn, daß sie schön ist? — bemerkte Herr von Tainville mit sichtbarer Theilnahme.

An ihrer sanften und harmonischen Stimme, die mir noch immer in mein Ohr tönt; an der Stimme würde ich sie auch nach hundert Jahren noch, wenn ich noch so lange leben könnte, erkennen.

Herr von Tainville hörte aufmerksam zu.

Und wenn ich daran denke, — fuhr der Knabe fort — daß ich den ganzen Morgen vergebens die Hand um eine Gabe hinhielt, und daß der Zufall das gute Fräulein vorbeiführte, welches vorzog, einen großen Umweg zu machen, als mich unbeschenkt zu lassen; wenn ich daran denke, daß ich ohne dasselbe vielleicht Ihre Aufmerksamkeit nicht erregt hätte, so muß ich mir immer sagen, daß es mein Rettungsendel war; ein inneres Gefühl sagt mir auch, daß ich das Fräulein wieder sehen werde.

II.

Als das Fräulein mit ihrer Kammerfrau nach Hause kam, bog eben ein Extrapostwagen im vollen Laufe um die Ecke; der Postillon gab mit dem Knallen der Peitsche das Zeichen zum Ausweichen, und die beiden Damen mußten schnell gehorchen, wenn sie nicht überfahren werden wollten.

Aber Antonine! — sagte im scheltenden Tone ihr Vater, Herr Darblay, ein etwas schwerfälli-

ger, aber ehrenwerther Richter des Pariser Appellationsgerichtes, — warum kommst Du denn so entsetzlich spät? Dein Cousin, den wir gar nicht erwarteten, ist in Deiner Abwesenheit gekommen; der Gesandte, den er nach Neapel begleitet, hat ihm nicht mehr Zeit gelassen, als ungefähr dazu nöthig ist, um die Pferde zu wechseln; er war daher gezwungen, Paris zu verlassen, ganz untröstlich, Dich nicht gesehen zu haben. Ich hätte wohl gewünscht, daß Ihr Euch Beide hättet persönlich kennen lernen: vielleicht eine angenehme wechselseitige Erinnerung während seiner Abwesenheit. Gustav bleibt jedoch nur sechs Monate auf Reisen, und dann wird er sich bei uns für immer aufhalten.

Aber Vergebung, mein guter Vater, — sagte Antonine, noch ganz erhitzt von ihrem Lauf — diese Verspätung hatte einen ehrenwerthen Grund.

War vielleicht die Tante kränker als sonst? — fragte mit Aengstlichkeit die Mutter.

Nein, liebe Mutter, im Gegentheil, sie befindet sich besser; aber . . .

Nur still, wir wollen darüber nicht mehr, lieber von Cousin Gustav sprechen; dann wird es so gut sein, als wenn Du ihn gekannt hättest.

Antonine, die wegen der Vorwürfe beinahe geschmolzt hätte, wurde von der Mama ein wenig geschmeichelt, und so war Alles wieder in der früheren guten Stimmung.

III.

Sechs Monate später saß der Oberappellationsrath Darblay in seinem Arbeitsstuhle vor einem großen runden Tische, der für Acten, Journale und Brieffschaften bestimmt war. Ein geöffneter Brief lag auf demselben mit dem Postzeichen Neapel; Madame Darblay saß neben ihrem Manne an einem Stuhlrahmen, arbeitete aber nicht.

Also Dein Neffe — sagte traurig der Appellationsrath — verschmäht es, mein Schwiegersohn zu werden; er zerreißt die alten Bande, die ich und sein Vater schon seit langer Zeit, in der Hoffnung, für das wahre Glück unserer Kinder zu sorgen, angeknüpft haben. Er will also eine Ausländerin heirathen: ich wünsche vom Herzen, daß er glücklich sei. Ich bedauere es übrigens sehr, daß die Heirath mit unserer Tochter, welche

in meinen alten Tagen meine einzige Hoffnung und mein angenehmster Trost war, rückgängig geworden ist.

Antonine — setzte die Mutter mit Schüchternheit hinzu — ist noch sehr jung, und ich bin überzeugt, daß wir, bei dem ehrenwerthen guten Rufe, in welchem wir stehen, einen eben so würdigen Schwiegersohn, als Gustav ist, erhalten werden. Da kommt Antonine, — fuhr sie fort, trocknete sich die Thränen und verschloß den Brief in ihren Nähtisch.

Antonine, welche fröhlich hereingetreten war, bemerkte sogleich, daß irgend ein trauriger Gegenstand ihre Eltern in Sorgen versetzt hatte; sie ging, ohne die Ursache davon ergründen zu wollen, an's Piano und fing mit einem melancholischen Thema an, dann spielte sie ein Adagio und endlich ein fröhliches Stück, wodurch es gelang, die Eltern wieder aufzuheitern.

Nachmittags, als sie mit ihrer Mutter im Garten allein war, wurde ihr die unangenehme Botschaft aus Neapel mitgetheilt, worauf sie mit einer ruhigen und sanften Stimme erwiederte: Ich werde an diese Heirath nicht mehr denken, und dies wird mir leicht werden, da ich ihn nie gekannt habe, und nur den Wagen gesehen habe, der ihn nach Neapel bringen sollte.

Wenn Gustav — bemerkte die Mutter — Deine Talente und Deine Herzensgüte gekannt hätte, gewiß hätte er einer Verbindung nicht entsagt, die sein sterbender Vater bestimmt hatte; allein er kannte Dich nicht, und so verdient er Entschuldigung. Sonderbarer Zufall! Du bist nur einige Minuten zu spät nach Hause gekommen.

Und wenn Du wüßtest, liebe Mutter, was die Ursache dieses Zufalls war! — erwiederte mit Fröhlichkeit Antonine.

Es giebt keinen Zufall, — sagte die Mutter — Gott leitet alle Schicksale der Menschen, und der Zufall, wie wir ihn nennen, ist glücklich oder unglücklich, je nachdem die Ursache davon gut oder schlecht ist.

Dann sei Du ruhig, liebe Mutter, die Ursache war gut; vielleicht wäre ich mit Gustav nicht glücklich gewesen, und so wird der gute Zufall auch über das Glück Deines Kindes wachen.

IV.

Das Dampfboot, die Stadt Corbeil, sollte eben vom Greve-Ufer abfahren; die Brücke war mit Reisenden überfüllt, als ein junger Mann aus einem Kabriolet schleunigst herausstieg und, von einem Bedienten begleitet, sich mit Hast auf das Fahrzeug begab, weil die Abfahrtsstunde eben geschlagen hatte. Die Räder setzten sich in Bewegung, das Boot schwankte einen Augenblick hin und her, dann setzte es seinen Gang majestätisch fort. Dem Geiße und der Geschäftigkeit beim Einsteigen war Ruhe und angenehme Stille gefolgt. Jeder hatte sich einen bequemen Platz gesucht und war mit seinen Gedanken oder mit etwas Anderem beschäftigt. Einige betrachteten die Thürme von Notre-Dame, welche nach und nach verschwanden, Andere lasen Zeitungen, die Meisten waren mit den Bogen beschäftigt, welche sich in ihrem tosenden Gemurmel darüber zu beklagen schienen, daß sie in ihrem Laufe nach dem Meere auf eine so unsanfte Weise von dem stromaufahrenden Dampfboote aufgehalten wurden. Plötzlich hörte man auf der einen Seite einen schweren Körper in's Wasser fallen und eine weibliche Stimme rufen: Mein Vater, mein Vater ertrinkt, Hilfe, um Gotteswillen Hilfe! An der entgegengesetzten Seite hörte man sogleich ausrufen: Sie ist's, es ist ihre Stimme, schnell, schnell, sie bedarf unsers Beistandes! Auf diese Ausrufungen erfolgt eine ängstliche Stille; man sieht nun zwei Männer, die angekleidet durch die Seine schwimmen und einen Herrn, den eben das Wasser herauswarf, mit kräftiger Hand fassen. Das Fahrzeug hielt an, und mittelst Leinen wurde der starke Herr an Bord gezogen. Als er nach einigen Minuten wieder zu sich kam, war seine erste Frage: Wem verdanke ich das Leben?

Herrn Amedue von Tainville, — antwortete Thom.

Ich habe Ihren Vater gekannt, — sagte Darblay, denn kein Anderer, als der Appellationsrath, war in's Wasser gefallen. — Wir waren Beide Schulfreunde, und wurden nur dadurch getrennt, daß Ihr Vater die Militaircarriere ergriff. Mit wahren Schmerzen habe ich seinen auf dem Schlachtfelde erfolgten Tod erfahren und nicht geglaubt,

daß ich noch das Glück haben würde, die Bekanntschaft seines Sohnes durch Zufall zu machen.

Durch Zufall? — wiederholte Antonine, indem sie Thom und seinen Herrn mit Thränen in den Augen ansah.

Dürfte ich wohl, mein Herr, Sie um den Zweck ihrer Reise befragen? — sagte Madame Darblay. — Es ist nicht bloße Neugierde, es ist die Sorge einer Mutter für ihren Sohn.

Ich nehme diese Benennung mit Freuden an — erwiderte Herr von Tainville — und bemerke hinsichtlich meiner Reise, daß ich keinen besondern Zweck habe und nur eine kleine Excursion machen wollte.

Dann vollenden Sie Ihre Großmuth und begleiten Sie uns auf unser Landhaus.

Das Dampfboot hielt an. Tainville reichte der Madame Darblay den Arm und führte sie über die Brücke; Antonine folgte mit ihrem Vater, dessen Arm sie fortwährend an ihr Herz drückte. Thom, der sich aller Schachteln der Damen bemächtigt hatte, schloß den Zug und sprach eifrig und leise mit der Kammerfrau.

V.

Im Herbst saß Antonine mit ihrer Mutter, die sie zärtlich umschlungen hatte, im Garten und sah sie mit wehmüthigem Blick an.

Bist Du vielleicht, liebe Tochter, — fragte besorgt die Mutter — mit Deiner Heirath unzufrieden?

O nein, ich danke sogar dem Vater, daß er mir erlaubt hat, Herrn von Tainville zu lieben.

Hier wurde Antonine von Tainville unterbrochen, der zu Pferde an dem Garten plötzlich erschien.

Am andern Tage war die Hochzeit, wozu alle Landleute der Gegend, der erhaltenen Einladung gemäß, in ihren Sonntagskleidern erschienen. Nur Thom fehlte. Alle Freunde des Hauses waren um dem Bräutigam versammelt; da erschien auch Antonine in Begleitung ihres Vaters und bezauberte Alles durch ihre Anmuth. Tainville nahm Antonine bei der Hand und führte sie nach dem einen Fenster, wo er die seidnen Gardinen wegzog und ihr einen bittenden Knaben zeigte. Es war Thom, in denselben Kleidern, die beiden

Sous in der Hand haltend, die sie ihm in der Seinesstraße gegeben hatte. Antonine erinnerte sich nach einigem Nachdenken noch des Vorfalles, und nachdem ihr Tainville auseinandergesetzt hatte, daß das von ihr gegen den Knaben bewiesene Mitleid die erste Veranlassung zu seiner Liebe und zu ihrer beiderseitigen Verheirathung gewesen sei, sagte sie zu ihrer Mutter, sich in ihre Arme werfend: Du hast Recht! Es giebt keinen Zufall.

Eduna.

Die Dilettantin.

Eine Novelle von Caroline von Göhren.

(Fortsetzung.)

Der Baron bewilligte Ina's Hand dem von ihm hochgeachteten jungen Manne, nur machte er die Bedingung, daß die Verlobung geheim gehalten werden sollte bis zum Ende des Feldzugs, dem man jetzt fast mit Gewißheit entgegen sah. — Man kann nicht wissen, was das Schicksal über Sie bestimmt, mein junger Freund — sagte er — und wie sich die Verhältnisse gestalten, und es ist für ein junges Mädchen nie vortheilhaft, wenn es heißt, sie ist verlobt gewesen.

Die Liebenden mußten sich unterwerfen, und wenn gleich sie es ungern thaten, so gab doch dies Geheimniß und der daraus oft entstehende Zwang dem Verhältniß einen ganz besondern Reiz.

St. Luce kam, so oft seine Dienstpflichten es gestatteten, oder man traf sich unter irgend einem Vorwande an einem oder dem andern Orte in der Nachbarschaft, und wenn auch die Zunge der jungen Leute durch die Gegenwart fremder Menschen gebunden war, so sagten sich doch ihre Augen, daß sie sich liebten, und sie waren schon glücklich, nur sich zu sehen. Aber auch dieses bescheidene Glück ward ihnen nur zu bald genommen.

Der Krieg gegen Rußland brach aus und Alfred verließ mit seinem Regiment die Gegend, um weit entfernte Cantonirungsquartiere zu beziehen, von wo er nur noch einmal zurückkehrte, um Abschied von Ina zu nehmen, bevor sein Regiment das Land betrat, wo das Leben so vieler edlen Söhne Frankreichs und Deutschlands unter der

Schneedecke erstarrte und der wirksamste Verbündete Rußlands das Klima war.

Ina lebte von nun an nur dem Andenken des Geliebten und ihrer Kunst. Aufmerksam folgte sie auf der Karte dem Marsche der Armeen, und an den Tagen, wo der Briefbote aus der Stadt kam, trieb die Angst der Erwartung sie unruhig umher. Sah sie dann Alfreds Schriftzüge auf dem Couvert, so war ihre Freude so groß, daß ein Bittern sie ergriff und ihre bebenden Hände das Siegel kaum zu lösen im Stande waren. Brachte der Brief die Nachricht, daß der Geliebte wohl und munter war und ihrer in heißer Liebe gedachte, dann strömte ihr Dank gegen Gott in begeisterten Loben aus ihrer Brust und halbe Nächte saß sie an dem Flügel und der Klang ihrer Stimme zog durch die stille Nacht. Man ließ sie gewähren, und als zuletzt die große Anspannung ihrer Nerven in eine Vorahnung alles dessen, was kommen würde, in eine Art Hellssehen überging, glaubte man ihren Vorhersagungen, weil sie sich fast immer bewährt hatten.

Mutter, — sagte Ina oft, wenn sie am Morgen erwachte. — heute bekomme ich einen Brief, ich habe Alfred im Traume gesehen! — und gewöhnlich hielt sie bald darauf das ersehnte Blatt in ihrer Hand. Als die Nachrichten immer trüber und trüber wurden, blieb sie ruhig. — Alfred wird wiederkehren, — sagte sie — ich weiß es gewiß; ob ich je seine Gattin werde, darüber liegt ein Dunkel, das sagt mir die innere Stimme nicht; aber wiedersehen werde ich ihn, das weiß ich. — Als die Schreckenskunde vom Brand von Moskau kam und man die Zeitungsblätter vor Ina zu verbergen suchte, sagte sie ruhig: Laßt mich immer Alles lesen, Alfred lebt, der Traum hat mir sein Bild gezeigt, er wird nun bald zurückkehren.

Wirklich kam nach mehren Wochen Herr von St. Luce in S. an; aber nicht mehr der blühende junge Mann, betrat er das Schloß wieder, das er in der Fülle der Gesundheit, in stolzer Siegeshoffnung erst vor wenig Monden verlassen hatte. Die überstandenen Marsche in den unwirthbaren Gegenden hatten seine Wangen gebleicht, und das Unglück seiner Waffenbrüder hatte den Ausdruck tiefer Schwermuth über seine Züge

verbreitet. — So glaubte ich nicht Dich wieder zu sehen, theure Ina! — sagte er, als er die Braut an sein Herz drückte. — Als Sieger dachte ich wiederzukehren, mit Orden geschmückt, im Triumph der Meinen wollte ich kommen, mir die Gattin zu holen, und nun ruht ein an Geist und Körper gebrochener Greis an Deinem treuen Herzen, denn nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt, und wer gesehen, wer erlebt hat, was ich sah und erlebte, der ist mit dreiundzwanzig Jahren ein Greis.

Nach und nach gelang es Ina's treuer Liebe und der Klugheit, mit der sie die Hoffnung in Alfreds Brust zu beleben wußte, die trüben Wolken von der Stirn des Geliebten zu verscheuchen, und die wenigen Wochen, die ihnen vergönnt waren, zusammen zu leben, vergingen wie ein Traum des Glücks, dem ein trübes Erwachen folgen sollte.

Ich habe von Deinem Vater noch ein Jahr Frist erbeten, meine Ina, — sagte Alfred eines Morgens, nachdem er eine lange Unterredung mit Herrn von Bodemer gehabt hatte. — Kann ich in einem Jahre die meine Hand noch nicht bieten, dann sollen wir unser Verhältniß als gelöst betrachten, so will es Dein strenger Vater. Als ob die Bande der Liebe, die zwei Herzen verbinden, sich lösen ließen wie eine Schleife! Allein ich habe eingewilligt, weil ich nichts mehr von ihm erlangen konnte, als das Versprechen: mir zu gestatten, Dich noch ein Jahr lang als meine Braut zu betrachten. In einem Jahre wird sich Alles ordnen, der Kaiser führt nie einen langen Krieg, wir werden einen ehrenvollen Frieden erkämpfen und die französische Armee wird mit neuen Lorbeeren geschmückt zurückkehren zu dem heimischen Heerd, an den ich dann auch meine Ina als seine schönste Zierde führen werde.

Allein die Beitereignisse rechtfertigten diesen Glauben nicht, und mit dem Sturz des Kaiserreichs stürzten auch die stolzen Hoffnungen der Liebenden und Ina's Glück gleich Luftschlößern zusammen.

Oft erzählte Alfred von den Gräueln des Krieges, von der Noth und dem Jammer, von dem er Zeuge gewesen war, doch kamen auch manchmal heitere Bilder vor, die den dunkeln Hintergrund etwas erhellten. Oern ließ sich Ina er-

zählen, wie Alfred und ein Freund von ihm während des Rückzugs eine Kuh, die sie erbeutet hatten, mit bis Gbingen nahmen, und wie alle andern Offiziere sie um diesen Schatz beneideten, wie sie Beide mit gezogenem Säbel neben der Kuh herschritten, der sie die Erhaltung ihres Lebens verdankten und die sie sorgsam bewachten. Ina dachte es sich ganz möglich, wie die beiden Krieger abwechselnd die Kuh gemolken hatten, aber bald traten wieder Thränen in ihre Augen, wenn sie der Noth und des Glends gedachte, welches der Geliebte ertragen hatte.

Ein Brief des Regiments-Adjutanten, der Herrn von St. Luce meldete, daß sein Regiment sich unter dem Befehl des Escadron-Chef M. P. wieder sammle, rief ihn zurück, und willig folgte der Krieger dem Ruf der Ehre, mochte das Herz des Verlobten auch bluten.

Stumm und thränenlos saß Ina am Abend der Abreise, die Arme um den Hals des Geliebten geschlungen, der sie mit tausend süßen Namen nannte und von Hoffnungen des baldigen Wiedersehens und der Vereinigung für's Leben sprach, ihr Herz war gebrochen und sie vermochte kaum die tröstenden hoffnungsreichen Worte des Freundes mit einem Lächeln zu beantworten. — Mutter, — sagte sie, als das Rollen des fort-eilenden Wagens verhallte — Mutter, die innere Stimme hat gesprochen, ich sehe Alfred nie wieder! — Und jeden Trost von sich weisend, ging sie still in ihr Zimmer.

Lavinen gleich rollten die Begebenheiten vorüber, und kaum hatte man noch die Folgen der einen im Geiste ermessen, als schon neue diese wieder verdrängten und Alles gewaltsam mit fort-rissen. Der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten erschallte und die preussische Jugend eilte zu den Fahnen. Mit banger Sorge sah Ina die Schaaren ihrer Bestimmung zuziehen, jede ihrer Kugeln konnte das Herz des Geliebten treffen, und doch riß der Enthusiasmus sie mit fort, doch fühlte sie, als ihr Volk sich erhob, um entehrende Fesseln zu brechen, mit Stolz, daß sie eine Deutsche war. Zuweilen bekam sie Nachricht von Alfred, der keine Gelegenheit unbenutzt ließ, ihr zu melden, wie bisher der Himmel ihn und ihre Liebe beschützt habe; aber

auch als die allirten Heere zurückwichen und die Franzosen wieder bis fast vor die Thore Berlins kamen, sah sie ihn nicht wieder, weil sein Regiment eine entferntere Bestimmung hatte.

Bald nachdem St. Luce die Gegend verlassen hatte, erhielt Herr von Bodemer einen Brief von seinem Freunde Baron Felten, der ihn bat, seinen Sohn Felix für einige Zeit in sein Haus aufzunehmen. — Der Junge hat plötzlich eine wahre Leidenschaft für die Landwirthschaft bekommen — schrieb er — und beschäftigt sich seit einiger Zeit mit nichts Anderem. Auf Ihren weitläufigen Besitzungen, mein Freund, findet er eine bessere Gelegenheit, sich auszubilden, als auf meinem kleinen Gute, wie er ganz richtig bemerkt, und deshalb ersuche ich Sie, ihn in Ihrem Hause aufzunehmen.

Mit Freuden bewilligte der Baron die Bitte des Freundes und bald zählte man Felix mit zu den Bewohnern von Schloß S.

Siehst Du, Ina, — sagte er, nachdem er die Jugendspielin freudig begrüßt hatte — daß ich Wort gehalten habe! Beim Abschied sagte ich Dir: ich werde zu Euch kommen, und da bin ich!

Ich freue mich herzlich, Dich wieder zu sehen, lieber Felix! — erwiderte Ina zerstreut.

Das klingt sehr kalt! — rief Felix gekränkt aus — und paßt wenig zu meinen Gefühlen! Allein Du bist blaß, Ina, was hast Du, bist Du krank?

Nein, lieber Felix, — sagte freundlich Ina — ich bin nicht krank, und freue mich aufrichtig, Dich zu sehen.

Felix schwieg, allein er beobachtete Ina von nun an sorgfältig und ihr ganz verändertes Wesen konnte ihm nicht entgehen. Sie war zurückhaltender gegen ihn und eine jungfräuliche Schüchternheit sprach sich in ihrem ganzen Wesen aus. Oft wenn er ihr, wie sonst, in der Dämmerung die Guitarre brachte und zu ihren Füßen Platz nahm, sang sie zwar auf sein Bitten bereitwillig ein oder das andere Lied, verweigerte aber ebenso standhaft, manche Lieder zu singen, um die er bat, ohne eine Ursache zu dieser Verneinung angeben zu wollen. Es waren dies Alfreds Lieblingslieder, die sie in seiner Abwesenheit sich gelobt hatte, nicht zu singen.

Felix erschöpfte sich in Vermuthungen, und da er zu keinem befriedigenden Schluß kommen konnte, wendete er sich an Julie.

Was ist mit Ina geschehen, Fräulein? — fragte er diese, als er sie einst allein im Wohnzimmer traf. — Ich bitte Sie um Gotteswillen, sagen Sie mir, woher die Veränderung kommt, die mit jedem Tage mehr bei ihr hervortritt. Sie als Schwester müssen wissen, was so mächtig auf das Gemüth meiner Ina eingewirkt hat.

Julie lächelte spöttisch. — Was mit ihr ist? Nun, nichts anderes, als was mit den meisten Mädchen ihres Alters ist: sie ist verliebt!

Ina liebt! — rief Felix, während Leichenblässe sein Gesicht bedeckte und er krampfhaft die Lehne des Stuhls erfaßte. — Und wer ist der Glückliche, dem sie ihr Herz geschenkt hat?

Darnach müssen Sie sie selbst fragen, wenn Ihr Witz nicht ausreicht, es zu errathen, — erwiederte Julie, indem sie das Zimmer verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Scheue kein Scheuern!

Bielwisserei und Bielwischerei ist bei Frauen gleich unausstehlich.

Auch der geduldigste Ehemann wird oft ungeduldig, auch die nachgiebigste Ehefrau wird oft unnachgiebig, wenn die große Frage

Scheuern oder nicht scheuern aufgestellt wird. Die gute Frau denkt mit Scheu, der gute Mann gar mit Schauer daran; ja es giebt vielleicht Ehen, in denen die einzigen Wolken, die am Ehehimmel aufstiegen, nur durch ein Scheuern entstanden, das die Frau gegen den Willen des Mannes ausführte, oder gegen die eigene Neigung unterließ.

Woher diese männliche Wasserscheu, und diese weibliche Wassersucht?

Dem rechten Mann ist sein Beruf das Steckenpferd, auf dem er am liebsten reitet. Sein Laden oder Acker, seine Bibliothek oder Compagnie, seine Gemeinde oder Werkstatt nehmen sein Leben und Streben ein. Das Gedeihen derselben, die Anerkennung seiner Genossen, seiner Freunde und

Kunden ist sein Stolz; wer ihm da mäkkelnd oder meisternd, oder gar hemmend und hindernd in den Weg tritt, der verletzt ihn aufs tiefste.

Aber auch die Hausfrau, die echte, hat ein solches Steckenpferd; ihr Hauswesen ist ihr Beruf, ihr Nähtisch ist ihr Laden, ihre Stube ist ihr Acker, ihr Wäscheschrank ihre Bibliothek, ihre Leute sind ihre Compagnie, ihre Kinder ihre Gemeinde, ihre Küche ist ihre Werkstatt.

Jeder große Kaffee ist eine Staatsprüfung, jeder Damenbesuch ein Recensent, dessen Censuren und Recensionen sie zwar nicht schwarz auf weiß, aber oft schwarz genug erhält.

Darf sie nun wohl gleichgültig gegen ein Urtheil sein, das über ihre Fähigkeit zu ihrem Berufe entscheidet; darf sie, selbst wenn sie ihrem Mann zu Liebe sich darüber hinwegsetzt, darf sie mit sich selbst zufrieden sein, wenn sie mit Beschämung ihre Haushaltung mit einer andern, ihre Dielen mit denen einer Freundin vergleicht; kann ihr wohl sein in unreiner Umgebung, der Frau, die gerade in der Reinheit des Gemüthes wie der Wäsche, des Leibes wie des Hauses ihren sittlichen Werth offenbart, und offenbaren soll?

Sind wir denn unrein? hör' ich hier manchen Mann fragen. Ja, lieben Männer, im Vergleich mit den Frauen sind wir etwas unrein.

Es ist aber nicht die Freude an der Unreinheit, die uns das Scheuern so verhaßt macht, es ist die Scheu vor dem Unbequemen, oft auch nur Ungewohnten, was daraus folgt, namentlich, wenn die Sündfluth (denn das ist sie in des Mannes Augen) sich in seine Arbeitsstube ergießt. Da muß er einmal einen ganzen Tag in einem andern Zimmer arbeiten, da wird das Pult anders gerückt oder die Acten anders gelegt, und hundert dergleichen Dinge, die sich alle in der Regel hinter die Versicherung verstecken: das Zimmer sei ja noch gar nicht schmutzig, das Scheuern ruinire das Haus, die Witterung sei höchst ungünstig dazu, Schnupfen, Husten oder Erkältung bis auf den Tod seien unausbleibliche Folgen davon u. s. w.

An alle dem kann etwas Wahres sein, es ist aber nicht der wahre Grund der Scheuerischen.

Was muß aber die nothwendige Folge sein, wenn der Mann auf seinem unreinen Willen be-

harrt? Zweierlei nur kann daraus folgen. Entweder unterläßt die Frau gegen ihre Neigung und bessere Ueberzeugung das Scheuern, oder sie vollbringt es, heimlich aus Furcht, oder offenkundig aus Trotz gegen den Willen des Mannes.

Das Unterlassen aber wie das Vollbringen Beider ist sehr übel; ich weiß nicht, welches am übelsten.

Unterläßt sie es, so wird der Anblick der unreinen Stube ihr eine fortwährende Unbehaglichkeit verursachen; jeden Blick, den die besuchenden Freundinnen oder Feindinnen unwillkürlich oder absichtlich auf die unsaubern Dielen heften, ist ihr ein Stich in's Herz. Allerdings wird sie nach und nach weniger empfindlich gegen den unangenehmen Blick und Anblick werden, aber diese Gleichgültigkeit ist ein Uebel an und für sich und ein noch größeres in seinen Folgen.

Duldet die Frau erst einen Fleck an sich und ihrer Umgebung, so werden bald mehre folgen, sind die Dielen unrein, so wird es ihr weniger auffallen, wenn auch die Meubels und Ueberzüge, die Gardinen und Fensterscheiben es sind. Das geht dann noch auf Tisch- und Leibwäsche, auf Körper und Seele über.

Was dem Manne die Redlichkeit, das ist dem Weibe die Reinlichkeit. Weicht der Mann einmal von jener ab, so folgen unvermerkt dem ersten Schritte immer mehre und endlich — das Zuchthaus. Unreinliche Weiber werden anders bestraft, aber vielleicht nicht minder hart.

Nichtachtung der andern Frauen, Kälte, endlich selbst Abneigung des Mannes, Unlust am Hauswesen und Hang zum Außenleben, schon deshalb, weil sie da aus dem Schmutz der Umgebung und der Kleidung kommt — nachlässige Dienstmädchen — Ruin der Wirthschaft, und, was das Schlimmste ist, Verlust der Sittenreinheit und Siechthum der Kinder, folgen langsam aber sicher aus der Vernachlässigung der Reinlichkeit.

Aber auch die Nichtachtung mißbilligender Urtheile der Frauenwelt übt einen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des Weibes. Sie darf nicht gleichgültig sein gegen die Meinung der Welt; sie darf es um so weniger sein, je lieber sie ihren Mann hat; denn ihr Ruf, die Achtung, die man ihr zollt, gehört auch ihrem Manne.

Welchen guten Menschen würde es nicht betrüben, wenn die Gattin eines Freundes geringgeschätzt würde; so muß es die gute Frau tief schmerzen, wenn der Gattin des liebsten Menschen, den sie auf der Welt hat, Geringschätzung widerfährt in Mienen und Urtheilen.

Aber wir würden dem geistigen wie dem körperlichen Schmerze unterliegen, wenn wir nicht durch Gewohnheit immer stumpfer dagegen würden; Abstumpfung aber gegen den moralischen Schmerz ist der Anfang zur Nichtswürdigkeit; und wenn auch die gleichgültig hingegenommene Mißbilligung über eine ungeschauerte Stube nicht dahin führen muß, so kann sie doch in unendlichen, unmerklichen Abstufungen dahin führen. Und an allen diesen theils möglichen, theils nothwendigen unglückseligen Folgen möchtest Du Schuld sein um einer Bequemlichkeit willen?

Aber nicht immer, vielleicht selten sogar wird die Frau sich in den wasserscheuen Willen des Mannes fügen. In der Regel wird die gute eine Abwesenheit des Mannes benutzen, um das verbotene Scheuern zu vollbringen; in der Hoffnung, daß er es entweder gar nicht bemerkt, oder daß sie ihn schon wieder gut machen wird, wenn er darüber zürnt. Die minder gute wird entweder lange mit ihm darüber rechten, und am Ende doch thun, was ihr gefällt, oder sie wird von seinem Brummen gar keine Notiz nehmen, sondern das Brummen als ein nothwendiges Uebel gleich der Mäße betrachten, ohne welche doch nun einmal das Scheuern sich nicht ausführen läßt, durch welche man sich indeß doch unmöglich davon kann abhalten lassen.

Hat die Frau aber erst einmal heimlich den Wunsch und Willen des Mannes umgangen, hat sich die Ueberzeugung bei ihr festgestellt, daß es Fälle geben kann, in denen es erlaubt, ja selbst Pflicht ist, gegen seinen entschieden ausgesprochenen Willen zu handeln, so werden solche Fälle sich bald in's Unendliche vermehren, so wird sie den kleinen Triumph, den sie in der Durchsetzung ihres Willens erreicht hat, oft wiederholen, und ihr Leben wird bei dem schwächern Manne am Ende ein stetes Triumphiren, bei dem stärkern ein stetes Kämpfen für den Sieg sein, für den Sieg, der auch bei dem stärkeren Manne oft auf ihrer

Seite sein wird, schon deshalb, weil sie in Geduld im Kämpfen ihm unendlich überlegen ist.

So wird des Mannes Scheuerscheu, sie mag siegen oder unterliegen, immer nur traurige Früchte ernten.

Aber — werden manche Männer mir einwenden — Du selbst giebst zu, daß an unsern Einwürfen gegen das Scheuern manches Wahre sein kann, und wirfst, wenn Du redlich bist, nicht leugnen, daß manches Wahre daran ist.

Ich kann es nicht leugnen, doch eben so wenig etwas von dem zurücknehmen, was ich sagte; aber einen Rath kann ich euch geben: vermeidet jene Nachtheile so viel als möglich. In der Regel sind sie ganz zu vermeiden.

Haltet fest darauf, daß in einer frisch geschauerten Stube nicht der Tag, noch weniger die Nacht verlebt werde; laßt die Fenster darin offen stehen, ohne Rücksicht auf die dreißig Stückchen Holz, die dadurch vielleicht mehr verbrannt werden. Gebt ihr dem Wunsche der Frau nach, so wird und muß sie auch nachgeben, daß einmal in der guten Stube gegessen oder gar geschlafen wird.

Aber der Ruin des Hauses!?

Lieben Herren, damit ist es so arg nicht. Unsere Groß- und Urgroßmütter schauerten auch, vielleicht mehr als unsere Frauen und Töchter, und dennoch steht noch gar manches Haus aus jener Zeit eisen- und ehrensfeß da. Und fragt einmal die Hauswirthin auf ihr Gewissen, ob sie lieber eine schauernde oder eine schmutzige Hausfrau zur Mietherin haben wollen?

Wollt ihr aber das allerdings unbequeme Scheuern vermeiden, so vermeidet es, aber nicht auf Kosten der Reinlichkeit.

Nicht überall kann man gebohnte Fußböden haben, aber das Anstreichen der Dielen mit Oelfarben, oder das Belegen derselben mit Sommer- und Winterdecken, ist keine so große Ausgabe, daß sie nicht in manchen Haushaltungen ohne Opfer, in den meisten aber mit kleinen Aufopferungen sich beschaffen ließe.

Da ist an Tabak oder Wein, an Theater oder Kartengeld, an Näscherien oder Putz, an Gesellschaften oder am Mittagstisch, manches kleine Ersparniß zu machen, das wohl einen solchen Anstrich oder solche Decken einbringt. Dann fällt

das Scheuern von selbst fort, und von dem feuchtesten Aufwischen des Staubes, das in Abwesenheit des gestrengen Herrn geschieht, bemerkt er nichts als die angenehmen Folgen: ein reines Zimmer und eine heitre Frau, die ohne Scheu, und sogar mit Selbstgenügsamkeit des Mannes Rückkehr und den Besuch der Damen erwartet. —

Ich habe deshalb so lange, den Männern vielleicht zu lange, bei diesem geringfügig scheinenden Kapitel mich aufgehalten, weil das Scheuern vielleicht der einzige Gegenstand ist, der die ganze Frauenwelt der ganzen Männerwelt feindlich gegenüberstellt, und einen Kampf auf Leben und Tod herbeiführt, in welchem Niederlage wie Sieg gleich verderblich wirken, weshalb eine gütliche Vereinigung der Parteien hier doppelt wünschenswerth erscheint.

Wüßte sie mir gelungen sein!

v. S.

Fliegendes Blatt für Mütter.

Mütter, lieben Mütter, warum verpußt Ihr Eure Töchterchen so, warum laßt Ihr die Kinder nicht Kinder sein!

Wenn Ihr selbst in weißen Höschen, im kurzen Röckchen, mit herabhängenden Böpschen, eine bunte Tasche übergehungen, umherspringen wolltet, wie würde das lächerlich und widerlich sein! Das fühlt Ihr selbst; deshalb tragt Ihr seidene Unterröcke, culs de Paris, Boa und Shawl, Hut und Schleier und einen Muff oder einen Knicker, und geberdet Euch wie Erwachsene; denn was für die Kinder paßt, das paßt nicht für Euch; aber — was für Euch paßt, das paßt nicht für die Kinder!

Weshalb macht es jedem unverdorbenen Menschen Freude, ein Kind zu sehen? Nicht etwa weil es klein ist. Wenn ein alter Mann so klein wäre, würden wir uns freuen? Nein, wir freuen uns, weil die Kleine ein Kind ist, weil in ihren Bewegungen die Unbefangenheit und Lebhaftigkeit des Kindes, in ihren Augen die Unschuld und Klarheit des Kindes, in ihren Mienen die Fröhlichkeit des Kindes sich ausdrückt — mit

einem Wort: wir freuen uns, weil sie kindlich ist. Ihr nehmt dem Kinde mit dem Puz der Alten den Reiz des Kindes, aber Ihr nehmt ihm noch etwas Besseres, Ihr nehmt ihm den Sinn des Kindes.

Jetzt freut Ihr Euch, wenn die Kleine im Modeanzug neben Euch hertrippelt, wenn sie die Schleifen zupft, das Köpfschen wirft, und rechts und links um sich blickt, um zu beachten, ob sie beachtet wird. Jetzt freut Ihr Euch, wenn die Vorübergehenden die gepuzte Kleine beschauen, wenn sie sich ansehen und stehen bleiben, und mit dem Finger deuten auf das wie eine Dame gekleidete Kind; denn Ihr fühlt, der Fingerzeig trifft auch die Mutter, und er thut Euch wohl in Euren thörichten Herzen.

Aber wenn die eitle Kleine heranwächst, wenn sie puzsüchtig und gefallsüchtig, ohne Sinn für Einfachheit und Häuslichkeit, als Mädchen die Beute ihrer Habsucht, als Jungfrau die Beute eines Verführers, als Gattin der Ruin ihres Mannes wird, wenn die ehemalige Staatsdame mit Bettelbriefen umhergeht, die Diebin, die Lustdirne zur Stadtvolgtei geführt wird: dann zeigt man auch mit Fingern auf sie, dann gilt der Fingerzeig auch Dir, unglückselige Mutter, und er dringt wie ein Dolchstoß in Dein blutendes zerrissenes Herz! —

Dahin wird es nicht kommen! rufest Du aus, und Du hast Recht, dahin braucht es nicht zu kommen, aber dahin kann es kommen, dahin ist es gekommen. Möchtest Du auch nur die Möglichkeit auf Dein Gewissen laden, daß es durch Deine Schuld dahin kommen kann?

Aber Du bist vielleicht glücklicher, Deine Tochter wird nicht zur Diebin, Dein Mutterblick bewahrt die Jungfrau, Dein künftiger Schwiegersohn hat die Kraft fest zu sein gegen die unmäßigen Ansprüche der Eitelkeit — Du hast Deine Tochter äußerlich nicht elend gemacht, aber um den innern Frieden, um die stille, reine Freude des Herzens hast Du sie doch gebracht.

Wenn sie als Kind schon auf Puz und Tand Werth legt, wenn sie auf Kinderbällen (dem Gift für Kinderseelen) sich ziert und kokettirt, wenn sie mit Neid auf die besser gekleidete, mit Hochmuth auf die schlechter gekleidete Gespielin blickt, wie soll da in ihrem Gemüthe noch Kindlichkeit Raum haben?

Die Seele des Kindes ist ein unbeschriebenes Blatt, Ihr könnt darauf schreiben was Ihr wollt; sie ist eine Wachstafel, auf der jeder Eindruck haftet, aber die Wachstafel wird zu Erz, und keine Zeit und keine Macht verwischt die ersten Schriftzüge und die ersten Eindrücke; o so sorgt denn, daß jene Schriftzüge heilige, daß diese Eindrücke segensreiche sind.

Untergrabt nicht die Genügsamkeit und Zufriedenheit ihres Sinns, und damit zugleich das Glück ihrer künftigen Ehe. Jeder Mensch strebt nach Verbesserung, wenn auch nicht nach Verbesserung seines Innern, doch nach Verbesserung seiner äußern Lage; Jeder, und hätte er unendlich viel, will mehr haben als er hat. Was wollt Ihr aber der Jungfrau geben, wenn Ihr dem Kinde schon Alles gabt, was soll der Mann seiner Frau geben, wie soll er sie kleiden, schmücken, erfreuen, wenn sie als Kind schon jede Modethorheit mitgemacht hat? Wie soll der Frau selbst wohl sein in ihrer Häuslichkeit, wenn nur Puz und Schmuck ihr Freude gewährt, und sie dadurch gerade herausgeführt wird aus dem Hause, in Gesellschaft und Vergnügungsorte? Wie soll sie sich glücklich fühlen in beschränkter Lage, bei nothwendigen Entbehrungen, wenn sie nie eine Beschränkung, nie eine Entbehrung kennen gelernt, nie die Kraft zum Entsagen geübt hat?

O Mütter, lieben Mütter, wie schöne Bänder und Hüte und Kleider und Shawls Ihr Euren Kindern auch schenkt, Ihr nehmt ihnen Schöneres, Ihr nehmt ihnen die Kindlichkeit, die Anspruchslosigkeit, die Häuslichkeit. Ihr richtet ihren Sinn immer mehr nach Außen, statt nach Innen, und gebt ihnen immer neue Ansprüche, und damit neuen Mißmuth und neuen Neid.

Das Kind hat nichts Schöneres als seine Kindlichkeit, die Jungfrau nichts Schöneres als ihre Jungfräulichkeit, die Hausfrau nichts Schöneres als ihre Häuslichkeit, — nun so laßt, nun so gebt ihnen das Schönste, was sie haben können!

O darum bitt' ich Euch wieder und immer wieder, aus Liebe zu den Kindern, aus Liebe zu Euch, aus Liebe zu dem künftigen Schwiegersohn:

verpuzt die Kinder nicht so!

Kritische Lesehalle.

Das Burgtheater. *

Von Therese.

Vom Kärnthnertheater zu dem der Burg ist nur ein Schritt. Ich gestehe, daß ich in dieses mit großen Erwartungen gegangen bin. Es hat eine fast traditionelle Stellung als Musterbühne in Deutschland, besaß und besitzt die größten Schauspieler und kann gewissermaßen mit dem théâtre français in Paris, mit jenem classischen Boden verglichen werden, von dem uns die guten Manieren, die Vermeidung der überladenen Costüme und so manches uns angenehme Verührende gekommen ist. Es war hier immer ein unmittelbares Ergebniß wirklicher Vornehmheit zu treffen. Von Wien aus strahlte das Licht der Kunst, das Product nationaler Dichter über das Vaterland. Dahin richteten sich die verlangenden und auch die vergleichenden Blicke, wenn von Künstlerbildung, von einer Aufklärungsperiode die Rede war. Allein diese schöne Blüthe des Strebens, dieser duftige Hauch, dieser weite und freie Horizont, der sich zu Josephs Zeiten von Wien aus verbreitete, besteht nicht mehr. Die Anstalt, die ein nationales Interesse, die Absichten der Freiheit, des Selbstbewußtseins, dies wahre Lebenselixir, haben sollte, ist nicht mehr vorhanden. Es ist betrübend, wie hinderlich der politische und kirchliche Einfluß grade hier gewirkt, wie jede dramatische Erscheinung hier in ihrer Entwicklung gestört worden ist. Statt sich hineinzustürzen in das Reich der Gegenwart, stott in einer Zeit des regern literarischen Aufschwungs Schritt mit den übrigen Bühnen zu halten, ist das Burgtheater in Rück- und Stillstand gerathen. Das, was man unter den jetzigen Verhältnissen nicht allein hoffen, sondern auch erwarten konnte, versuchte Herr von Holbein. Er wollte das Bedürfniß einer volksthümlichen Entwicklung fühlbar machen, er wollte den Anforderungen der Zeit genügen; allein er unterlag um so mehr den Verhältnissen, als ihm nicht nur eine geschlossene Opposition der älteren Bühnenmitglieder entgegentrat, die durch neu hinzukommende Kräfte in ihrer Persönlichkeit beeinträchtigt zu werden fürchteten, sondern er mußte auch der entschieden ihm widersprechenden Richtung des Grafen Dietrichstein weichen. Dieser Intendant, der zugleich die bedeutende Stellung eines Oberhofmeisters einnimmt und vermittels ihrer einen großen, wohlthuenenden Einfluß ausüben könnte, befolgt ein Princip, das ich das Princip der Reminiscenzen nennen möchte. Vor- geschritten an Jahren, in seiner Jugend an Grillparzer und Raupach gewöhnt, hat Graf Dietrichstein die Lei-

denschaft, sich selbst angenehme Erinnerungen zu verschaffen. Gleich einer ehemals schön gewesenen Matrone, die sich mit ihren eignen gepuderten Bildern und denen ihrer Anbeter umgiebt, die vergilbte Briefe und billets doux aus antiken Kästchen hervorholt, sich wärmt an dem blassen Sennenschein des Gewesenen, kramt Herr von Dietrichstein Stücke heraus, die für sein Privatvergnügen recht angemessen, für das Publikum aber sehr langweilig sind, denn leider hat Herr von Dietrichstein nicht, wie vielleicht jene alte Matrone, die Ansicht, seine Reminiscenzen nur verstoßen zu betrachten und sie bei jedwaniger Ueberraschung eines Dritten hinein in das Schubfach der Vergessenheit zu werfen, sondern er ladet recht eigentlich zu ihrer Besichtigung das ganze Wiener Publikum ein, und das in einem Lokale, das doch eigentlich nicht ihm, sondern der Kunst, nicht dem Einzelnen, sondern dem Ganzen gehört. Ist es nicht natürlich, daß man da einer Zeit mit Ungeduld entgegenfiehet, wo die Intendanz ihr System ändern und eine neue, heißersehnte Aera herbeiführen wird? Es sind der Kräfte so viele in Wien, die Fächer sind dreifach und vierfach besetzt; man hat hellleuchtende Sonnen, Repräsentanten der Dichter und der Nation; man könnte die Poesie als erhabenste Göttin darstellen, könnte wirken auf Erziehung, auf Freiheit und Sittlichkeit, und Alles liegt brach! Die Wiener Schauspieler haben kein Repertorium. Reisen sie, so können sie nicht in den üblichen Stücken der Zeit auftreten. Löwe, der geniale, große Künstler, giebt als Neuestes „den Sohn der Wildniß“, La Roche „den alten Magister“ und die verdienstvolle, durch und durch fein ausgeprägte Schauspielerin Madame Haizinger muß auf einem zweiten, auf dem Thalia-Theater in Hamburg in harmlos veralternden Stücken debütiren, eben weil sie von Wien aus kein Rollenverzeichnis einreichen, nichts Neueres und Anregenderes für größere Theater liefern kann.

Der Anfang zu einem bedeutendern Aufschwunge war unter Joseph gegeben. Das Princip der Nationalität war hingestellt. Warum ward es nicht fortgesetzt? Warum das Glimmen unter der Asche, wo Feuerbrände geschleudert werden müßten, wo Tageshelle leuchten sollte? Die Zahl der auf dem Burgtheater mitwirkenden Frauen ist größer als auf anderen Bühnen, und doch werden sie nicht benutzt. Jede Rolle wird auf diesem Terrain zur Staatsfrage. Um jede auszutheilende gruppiren sich die sinnverwirrendsten Intriguen. Obgleich nun Friedrich Halm, obgleich der Baron von Zedlig bedeutenden Einfluß ausüben und für das Allgemeine und Nützliche sorgen könnten, so geschieht doch nichts, um die Brücke zum übrigen Deutschland festzuzimmern, um in der Kunst und Dichtung eine wohlthuende Wechselwirkung eintreten, um endlich das achtzehnte von dem neunzehnten Jahrhundert zurückdrängen zu lassen.

Die Räumlichkeit des Burgtheaters ist nicht erfreulich. Als das Schauspielhaus in Karlsruhe abbrannte, ward in Wien ein neuer Bau angeregt, da der alte

* Aus: „Eine Reise nach Wien“, von Therese. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1848.

keine Ausgänge, nichts Zweckmäßiges, noch weniger etwas Augenerquickliches hat. Jetzt ist es wieder still davon. Der Hof sieht es ohne Eifersucht, daß das Theater an der Wien schöner als das seine, das Leopoldstädter reicher und besser als das Burgtheater sein wird. Als neulich einmal von den „Karlschülern“ die Rede war, bemühte sich eine einflussreiche Frau vergebens, das Stück, mit Modificationen mancherlei Art ausgestattet, zur Aufführung zu bringen. Die Namen Laube, Mosen, Suklow, Freitag, diese ganze neue dramatische Literatur mit ihrem Streben und Weben, mit ihren grünenden Hoffnungen, diese Forderungen, die sich unmittelbar unter uns gestalten, sind von dem Burgtheater ausgeschlossen. Man sieht kleine aus dem Französischen übertragene Vaudevilles, sieht „Neue und Erbsen“, die Stücke: „Von Sieben die Pflichten“, oder das nicht anstößige: „König René's Tochter“ und zwar recht gut aufgeführt. Dies letztere, das ich auf andern Bühnen noch nicht gesehen hatte, war das Erste, was ich hier erlebte. Vorher wurde „Vaterliebe“ aus dem Französischen nach Scribe von Castelli und zwar mit vielem Beifall gegeben. Dies Stückchen, das die Berliner Bühne fallen ließ, weil sie nicht die gehörige Besetzung der Rollen hatte, ist hier mit Anerkennung oft wiederholt worden. Demoiselle Neumann, in der Rolle der Luise, erinnerte mich lebhaft an Rose Cheri. Wie diese ist sie jung, hübsch und natürlich. In der Sprache hat sie etwas Feines, Stechendes, eine durch Anstrengung erworbene tiefe Bildung und ein zartes, liebliches Lächeln, das reizen und zugleich fesseln muß. Ihre Augen sind lebhaft und doch fast melancholisch; ihre Bewegungen haben den ruhigen, runden Anstand einer der Welt Kundigen. Ich glaube, daß man an der Seite einer Mutter wie Madame Haizinger vorzüglich heranreifen kann; aber ich glaube, daß man selbst sehr begabt sein muß, um die Kunst wie eine Religion zu verehren. Man sieht es dem Spiel der Dem. Neumann an, daß es ihr ein Cultus ist, immer mehr zu lernen, immer vollkommener im Wirken, lückenloser zu werden. Sie hat viele Nuancen, Schätze von Weichheit und Weiblichkeit, ideale Anschauungen, die doch wieder Natur sind. Sie hat auch die stoische Kraft, jedes Unnütze zu entfernen und nur das von ihren Vortheilen geltend zu machen, was wahrhaft edel und schön ist. Daß das Organ nicht ganz volltönend ist, vergißt man um so leichter, als sie nur in naiven, nicht in tragischen Rollen auftritt. Sie ist mit einem Wort eine reizende Schauspielerin, ganz dazu gemacht, Das zu widerlegen, was die Franzosen unserer Bühne vorwerfen, daß unsere Künstler immer auf Stelzen herumgehen, immer im Pathos sich bewegen. Wie viel Schalkhaftigkeit, wie viel Genialität, ja wie viel Ironie wohnt hier neben der Jugend, wie viel plänklernde Neckerei neben der Grazie und Schönheit.

Karl La Roche (als Vater der Luise) zeigte einen seltenen Zusammenhang des Spiels, eine Nachgiebigkeit,

ein Verständniß, wie sie nur den echten Künstler charakterisiren. Der borgt nichts Fremdes. Was der für die ästhetische Bildung leisten kann, das leistet er mit Ernst; keine Aufgabe scheint ihm gering, keine Rolle je unbedeutend. Er hat eine Vereinfachung der Begriffe eingeführt, die ich wieder mit der der französischen Bühne vergleichen möchte. La Roche ist ein Künstler aus einem Guß; eine jener Erscheinungen, die die Schröder'sche Methode zurückrufen. Weniger hat mir Hr. Fichtner gefallen. Er hat als Liebhaber weder die Leichtigkeit der Bewegungen, noch die so nothwendige Grazie des Vortrags. Er ist hölzern und ungeschickt. Es ist keine unmittelbare, lebendige, concrete Fülle, sondern etwas Apathisches in ihm. Ich wette, daß ihn die Kunst langweilt. Deswegen langweilt auch seine Kunst. Was nun die Besetzung von „König René's Tochter“ betrifft, so will ich mit einem Tadel anfangen, um mit einem Lobe schließen zu können. Herr Lucas als Tristan von Baudemont hat mir so wenig zugesagt, daß ich ihn gradezu mittelmäßig nennen muß. Wo ist da jene Zartheit, jene Begeisterung, jene schöpferische Auffassung, die diese Rolle erheischt? Wo jene romantischen Anflüge, jene verschwimmenden Sentimentalitäten, die das Publikum in ein ideales Reich der Träume führen? Herr Lucas ist groß und knochig. So derb seine Gestalt, so derb ist sein Auftreten. Was der Dichter fühlte und ahnte, das sollte hier der Darsteller in eine bewusste Form bringen. Herr Lucas nimmt die Rolle des Tristan wie ein Gedicht, das er zu declamiren hat; er leiert es ab. Da ist keine Spur von jenem Behagen, jenem Mysterium der Liebe, das nur angebetet und bewundert werden will. Da ist auch kein Prophet, kein Seher, sondern Herr Lucas bringt so viel Knochen und Fleisch, so viel telegraphische Gesticulationen mit auf die Bühne, daß die Romantik entflieht. Angesprochen hat mich dagegen Herr Anschütz als König René. Er mag sich in seinem Leben oft verwandelt haben, aber er ist immer ein Künstler, immer ein Vertreter der Wahrheit geblieben. Seine Stimme verräth Wärme; seine Darstellung ist mit dem Zauber der reinen Gemüthlichkeit übergossen. Die Gedankengänge des Dichters stehen vor ihm in Klarheit. Da, wo sie Flachheit oder Leere verrathen, weiß er aus den heimlichen Grotten seines Organs einen frischen Zuwachs zu ziehen. Er ist nicht in der Vorhalle des Verständnisses stehen geblieben, er hat sich hineingedrängt in das Heiligthum, hat beobachtet und gelernt. Seine Tochter, Madame Koberwein, als Jolanthe, wirkte ihm würdig zur Seite. Ich weiß nicht, ob es in den Absichten des Dichters lag, Jolanthe beständig als Blinde agiren, oder ihre Blindheit bloß als einen ihr natürlichen Zustand angedeutet zu wissen. Madame Koberwein spielte die blinde Jolanthe. Sie war umlagert von den Schatten der Nacht, tastend, ungewiß, das Auge, dies schöne, große, von Gluth bligende Auge gradaus gerichtet, in ihren Bewegungen innerlich im-

mer auf den höchsten Gipfeln dieser stillen Welt schwebend, von außen nur durch das Ohr, nur durch das Gefühl angeregt; schmerzlich schwelgend, voll Träume, voll Gebete, voll Poesie, einer mystischen Idee nachhängend und doch einfach und kindlich. Sie verstrickte das Publikum tief in die Anschauung eines Zustandes, der vielleicht medicinisch unrichtig, aber poetisch anregend ist. Eine so tief sinnige Sprache hatte sie, daß die innersten Nerven davon getroffen wurden. Durch sie warf der Zuschauer allmählig alle Fesseln der Reflexion von sich und badete sich in einem Meer von Idealismus; sie rief auch jenen Gedanken wach, daß es eine bessere, andere Welt mitten in dieser giebt, daß man auf ihr mit schwebendem, fast somnambülen Fuße tritt, daß sie wogt wie Duff und Nebel, und daß Jolanthe, geübt im Scharfsinn, abgezogen von den Außen dingen hier in ihrer Heimath sei. Die äußere Gestalt der Madame Koberwein ist durchaus edel. In der Art, wie sie nachdenklich das Haupt senkt, einen Entschluß zu fassen sucht, liegt ein großer Reiz. Das Sanfte und Anmuthige wechselt in ihr mit dem Feuer der Leidenschaft, einer Leidenschaft, die jungfräulich kosend, voll zarter Fäden und Gefühle ist.

In „Neue und Ersag“ bewunderte ich neben La Roche und Anschütz Madame Haizinger, diese vielgerühmte Schauspielerin, die einen so praktischen Fond mit auf die Bühne bringt, daß sie selbst auf die ältesten Stücke ein neues Licht wirft. Ihr Spiel ist eine Reihe von kleinen, allerliebsten Thatsachen, welche die schlagendsten Belege zu der Persönlichkeit geben, die sie darstellen will. Sie hat alle menschlichen Empfindungen auf eine fast merkwürdige Art inne und liefert sie mit einer Vollständigkeit, daß sie dem Maler Denner an die Seite gestellt werden könnte. Nie wird sich etwas Erzwungenes in ihr Spiel mischen; immer wird sie mit der höchsten Natur Lebhaftigkeit, Schelmerei, Ernst und Würde in dramatischer Gruppierung bringen, ja ihr Genie blitzt elektrisch zum Zuschauer herüber und macht einen Eindruck, der sehr fesselnd ist. Die ehemalige Demoiselle Enghaus, jetzige Madame Hebbel, und Madame Peché habe ich nicht gesehen. Wohl aber muß ich von dem wirklich großen Eindruck reden, den Madame Kettich in „Donna Maria de Molina“ (dramatisches Gedicht in vier Acten und einem Nachspiel von Friedrich Palm) mir gemacht hat.

Es ist Schade, daß Palm in allen seinen Stücken und auch in diesem immer in den Extremen, immer im Unangemessenen, nie in der vollkommenen Wahrheit steht. Es ist Schade, daß seine seelische Gymnastik, wie ich die von ihm vorgenommenen Experimente nennen möchte, so viele Seitensprünge, so viele Gewaltthaten enthält. Seine Beweglichkeit, die in hundert Farben blizende Sprache, die prophetische, aus ihm stets hervorströmende Natur, feiert in dieser „Maria de Molina“ einen Triumph; aber seine Gestalten sind

mehr bühnengerechte Begriffe als Menschen. Die Wahrheit ist vermischt mit Unmöglichkeiten, durchzogen von Fäden, die nicht immer grade und geschickt, sondern verworren eingeschlagen sind. Hier ist von einer phantastischen Zusammenwürfelung mehr als von einer regelgerechten, naturwüchsigem Entwicklung die Rede. „Maria de Molina“ ist voll sinnig ausgesponnener Seufzer, voll empfindungsvoller Sentenzen, voll Gefühlsproben. Natürlich aber, daß in einer so gesteigerten Existenz nicht an dramatische Aufopferung und Enthaltbarkeit zu denken ist. Palm's Gedanken strömen über und wollen nur den theatralischen Effect berücksichtigen; seine Pulsader schwillt, seine Bilder sind erschütternd. Maria befindet sich in der Situation zwischen Kind und Geliebten wie eingeklammert. Sie soll die höchste fanatische Liebe, die Mutterliebe entwickeln und ist eingehüllt in eine Spiegelfechtereier der Aufopferung, die sie zwingt, eine Jakobsteiter der Visionen zu durchlaufen. Dabei ist die reichaufblühende Idee verkümmert durch Thatsachen, die kaum erklärlich sind. Mag nun aber das Stück als Stück seine Fehler haben, so muß ich gestehen, daß es unmöglich ist, eine sinnvollere, ergreifendere Trägerin der Hauptrolle als Madame Kettich zu finden. Die Praxis und Erfahrung sind hier zur durchgreifenden Erscheinung geworden. Diese Maria glüht, wie der Boden, der sie erzeugt, wie der Dichter, der sie gedacht hat. In dem Stolge der Königin ruht beschirmt die Liebe der Mutter. Sie stürzt sich bewußt in die Gefahr, und harrt so lange aus, als das Herz, das eben so kräftig als ihr Selbstgefühl pulst. Madame Kettich hat einen Wohlklang der Stimme, eine Declamation, die wirklich ideell sind. Nur zuweilen stört ein nicht ganz bewältigter Pathos, ein Anflug von Affectation, der bedauerlich ist, weil er der einzige unrichtige Schatten in diesem lichtvollen Bilde, der einzige Mißklang in dieser Harmonie der Kunst ist. Wenn Madame Kettich nur einmal die Rachel gesehen hätte, so würde sie schnell von diesem Musterbilde die Grenze erkennen, wo in der Declamation der Pathos aufhört und die Biererei anfängt. Dessenungeachtet hat sie eine Originalität der Darstellung, eine plastische Schönheit der Drappierung, die sie auf die erste und höchste Stufe der Kunst erheben; sie weiß auch eine Würde wiederzugeben, welche mehr als sittlicher Stolz ist. Ihre Gestalt ist frisch; in den Bildungs- und Gährungsmomenten der Rolle erhebt sie sich zuweilen so gigantisch, daß sie unantastbar scheint. Mit welcher sinniger Anordnung weiß sie sich vom weiblichen Standpunkte aus ein excentrisches Princip beizulegen! Wie kann sie die poetische Empfindungsweise mit rasch dahinrauschender Begeisterung anschaulich machen! Wie versteht sie zu weinen, zu trauern, zu handeln, zu zernichten, zu jubeln! Ich kann nicht unberührt lassen, was Herr Löwe aus seiner ihm immer zurückdrängenden Rolle machte. Der Charakter des Don Diego ist kein den Künstler hebender. Ein

Mann, der verurtheilt ist, immer Nein zu hören oder zu sagen, ist kein rechter Mann; auch ist das Schwert, was Maria de Molina ihm verheißt, mehr eins, das ihm im Busen als in der Hand steckt. Macht Löwe aus dieser eben bezeichneten Rolle etwas Positives, weiß er die Schwachheit derselben in Stärke zu hüllen, so ist das ein wirkliches Verdienst. Nicht Palm, sondern Löwe hat dem Diego ein Interesse verliehen; denn dieser geistreiche Künstler hat aus dem schwachtenden Manne das Ideal der Selbstverläugnung, die reinsten, ideellste Aufopferungsfähigkeit, den Stoicismus der Umgebung gemacht. Man glaubt an die zerstörende

Kraft in ihm, und bewundert, daß er sie zu dämpfen versteht. Die Kunst phosphorescirt gleichsam in ihm und führt zu einer Anatomie der Darstellung, wo jede Bewegung der Hand berechnet, jeder Ton in der Stimme überlegt ist. Bedenklich ist, daß das Organ fast gebrochen scheint. Die oft heiseren Töne stehen seinen Charakterimprovisationen scharf im Wege. Sie können uns nicht mehr den Glauben an seine Jugend, nicht mehr die Ueberzeugung seiner Befähigung zum Liebhaber geben. Er ist in einer Uebergangsperiode begriffen. Das feurige Element geht über die Länge seiner physischen Mittel hinaus.

Literatur und Kunst.

Juniuslieder von Emanuel Geibel.

Zweiter Artikel.

Ein Abschnitt der Sammlung ist: Zeitgedichte überschrieben. In diesen bekundet sich die schwache Seite des Dichters. Es erfüllte mich mit Wehmuth, einen so erhabenen Genius in den beschränkten Begriffen der politischen und dogmatischen Unfreiheit gefesselt zu sehen. Jeden Augenblick einmal läßt er den zürnenden, züchtigenden Gott herabfahren. Eben so gehört ein Dichter dem Kosmopolitismus, nicht, wie Geibel, dem Bopf deutscher Vaterlandsliebe, der am wenigsten berechtigten, denn der in irgend einem Lande Deutschlands Geborene hat einen Geburtsort in Deutschland, aber kein deutsches Vaterland. Das Herz des Dichters gehört der Menschheit; wie sein Gesang allen Zeiten und Völkern ertönt, so muß seine Liebe den National-Egoismus, die Narrheiten und Dünkelhaftigkeiten der einzelnen Völker versöhnen. Diese hohe Mission der Liebe singt Geibel selbst in einem seiner besten Gedichte, und doch kann er sich nicht überall frei machen von den Engherzigkeiten der Selbstsucht, weil er gar zu sehr befangen in den Schulbüchern des Glaubens, und er die Freiheit nur aus Ammenmärchen zu kennen scheint. Das erwähnte Huldigungsgedicht der Liebe ist überschrieben:

Was uns fehlt.

Wenn ich mit Menschen und mit Engel-Zungen
redete, und hätte der Liebe nicht, so wär' ich ein
tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und
wenn ich weisfagen könnte, und wüßte alle Ge-
heimnisse und alle Erkenntniß, und hätte allen
Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte
der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Es ist in leere Nüchternheit die ganze Welt versunken,
Und keine Zunge redet mehr vom heil'gen Geiste trunken;
Die Poesie, das fromme Kind, ist scheu von uns ge-
wichen,

Der Himmel dünkt uns trüb' und grau, und Sonn'
und Mond verblichen;

Die groß geschaut und groß gebaut, sie schlummern in
den Särgen,

Auf ihren Gräbern kriechen wir, als ein Geschlecht von
Zwergen,

Nichts blieb uns, als die schlimme Kunst, zu zweifeln
und zu richten,

Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Ver-
nichten.

Wohl grübelt Ihr und möchtet gern das große Räth-
sel lösen,

Aus welchem tief verborgnen Quell der Strom sich
wälzt des Bösen.

Ihr eilt geschäftig hin und her, um Wust auf Wust
zu thürmen,

Und meint mit Cures' Wiges Rath den Himmel zu
erstürmen,

Doch seht, nur eines Donners Schlag, nur eines
Blizes Flammen,

Und Curer Weisheit Pelion und Ossa stürzt zusammen.

Ich aber sage Euch: Fürwahr, es wird nicht anders
werden,

Bis Ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom
Staub der Erden,

Bis Ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Ueber-
winder,

Demüthig Euer Herz erschließt, und werdet wie die
Kinder;

Denn wo die Liebe wohnt, da hat ein ew'ger Feind be-
 gonnen,
 Da grünen alle Wälder auf und rauschen alle Brunnen,
 Ihr offenbart sich, was dem Blick der klugen Welt
 verborgen,
 In trüber Dämm'ung sieht sie schon den rosenrothen
 Morgen,
 Das Brausen wird ihr zur Musik, zum Reigen das
 Gewimmel,
 Helljauchzend steigt ihr Lied empör auf Flügeln in den
 Himmel,
 Sie ist ein Kind und doch ein Held mit unbeflegten
 Waffen,
 Und weil sie noch an Wunder glaubt, so kann sie Wun-
 der schaffen.

So sehr das Auge Seibels, bei seiner heitern Le-
 bensanschauung, sonst für den Krebschaden der Gesell-
 schaft blind ist, so hat doch das freche Treiben des ge-
 nießenden Reichthums, die Sünde des Ueberflusses, der
 Noth gegenüber, ihn aus seiner Ruhe aufgerüttelt, und
 er singt, in der Empörung der Tugend:

Mene Tekel.

Hei, wie die Tafeln sind geschmückt,
 Wie klar die Kerzen erglommen!
 Wer singt und lacht und Rosen pflückt,
 Der ist zum Fest willkommen.
 Musik erklingt den Saal herauf,
 Schöne Mädchen warten auf
 In leichten losen Gewanden.

Sie tanzen um das goldne Kalb,
 Sie fallen ihm gar zu Füßen,
 Sie rufen: Eh' das Laub wird falb,
 Hilf Du die Lust uns büßen.
 Ueberschäumt im Kelch der Wein,
 Ich drücke mich stumm in den Winkel hinein,
 Mir schaudert das Herz im Leibe.

Mir ist's, durchsichtig wird die Wand,
 Und draußen dicht und dichter,
 Da drängen sich bei Fackelbrand
 Viel tausend Hungergesichter,
 Durch's Gewühl mit ries'gem Leib
 Herschreitet kampfgeschürzt ein Weib,
 Sie trägt blutroth eine Mütze.

Und sich, der Boden wird zu Glas,
 Und drunten seh' ich sitzen
 Den Tod mit Augen hohl und graß,
 Und mit der Sense blitzen;

Särg' auf Särge rings gethürmt —
 Doch drüberhin wie rasend stürmt
 Der Tanz mit Pfeifen und Geigen.

Sie haben Augen und sehen's nicht,
 Sie prassen fort und lachen,

Sie hören's nicht, wie zum Gericht
 Schon Balk' und Säule krachen;
 Lauter jauchzt der Geige Ton —
 Ihr Männer, Ihr Weiber von Babylon,
 Mene, Tekel, Upharsin!

In einer Reihe von Sprüchen zeigt der Dichter
 bald die Tiefe seines poetischen Ahnens des Weltgeistes,
 bald die kindische Beschränktheit seiner Schulweisheit.
 Ich gebe einige davon, hart nebeneinander, die zeigen
 mögen, wie der größte Genius mitunter gar klein und
 engherzig erscheint, wenn er nicht die Kraft, den Muth
 und die Lust gewonnen, sich zur Freiheit des Selbstbe-
 wußtseins zu erheben:

I.

Es steckt Musik in Fluth und Stein,
 In Feu'r und Luft, in allen Dingen;
 Aber willst Du vernehmen das Klingen,
 Mußt Du eben ein Dichter sein.

II.

Studire nur, und raste nie,
 Du kommst nicht weit mit Deinen Schlüssen!
 Das ist das Ende der Philosophie:
 Zu wissen, daß wir glauben müssen!

Nach diesem Ausspruch möchte man dem Dichter zu-
 rufen: Dichten Sie, dichten Sie, Herr Seibel, aber
 scheeren Sie sich nicht um Philosophie und lassen Sie
 die Philosophie ungeschoren!

III.

Die schöne Form macht kein Gedicht,
 Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht;
 Es kommt darauf an, daß Leib und Seele
 Zur guten Stunde sich vermähle.

IV.

Beklage Dich nicht auf Deinem Pfad,
 Daß Dir's an Raum zum Handeln fehle,
 Ein jeder Klang aus voller Seele
 Ist eine wirkungsvolle That.

V.

Um keinen Preis gestehe Du
 Der Mittelmäßigkeit was zu;
 Hast Du Dich erst mit ihr vertragen,
 So wird Dir's bald bei ihr behagen,
 Bis Du zuletzt, Du weißt nicht wie,
 Geworden bist so flach wie sie.

VI.

Lehr nur die Jungen weisheitvoll,
 Wirfst ihnen keinen Irrthum sparen;
 Was ihnen gründlich helfen soll,
 Das müssen sie eben selbst erfahren.

VII. Ich bin's nicht
 Bitterkeit zum Selbe
 Ist wie Gift
 Auf des Schwertes Schneide,
 Das Dich trifft.
 Magst Du sonst von jedem Streich gesunden:
 Niemals sind zu heilen vergiftete Wunden.

VIII.

Dich zu vertheid'gen vor dem Richter,
 Führst Deine Lieder Du herein? —
 O Freund, man kann ein lyrischer Dichter
 Und doch ein dummer Teufel sein.

IX.

Ich fühle mich nie so groß, so klein,
 Als wenn im Shakespeare ich gelesen;
 Klein, weil ich denk' an das, was mein,
 Groß, weil er auch ein Mensch gewesen.

X.

Welch ein Schweifen, welch ein Irren!
 Alle Grenzen wild verwirren,
 Un're Zeit nimmt's für Genie.
 Tonkunst will Gedanken klingen,
 Dichtkunst eitel Farben bringen,
 Malerei malt Poesie.

Zwei Zeitalter. Novelle von **Johann Ludwig Heiberg.** Aus dem Dänischen. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Dieses Buch gehört zu dem Ausgezeichnetsten der Novellen-Literatur. Der Leser fühlt noch lang den Genuß nach, den es ihm gewährte. Die echte Treue wahrer Liebe ist darin hinreißend schön geschildert. Die belebende Seele einer edeln Gesinnung und die Gesittung eines gebildeten Geistes sind die Träger des Ganzen. Die Erzählungsweise, frisch, lebendig, einfach und schön, läßt uns fast vergessen, daß wir lesen; wir leben, sprechen, freuen uns und dulden mit den handelnden Personen.

Schloß Norbury. Aus dem Englischen. Drei Theile. Hamburg, A. B. Laeß. Zweite Auflage.

Natur und Sitten; Leben und Treiben der höhern und reichern Stände Englands, namentlich der Gesel-

ligkeit, sind hier in einer langen wandelnden Decoration dreier dicker Bände entfaltet. Sie sind reicher an Betrachtungen, Schilderungen und Lebensbildern, als an Handlung. Das Hauptverdienst des Autors besteht in dem durchgeführten festgeprägten Ausmalen der Charaktere.

Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt von **A. v. Sternberg.** 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die beiden auf das eleganteste ausgestatteten Bände enthalten: Gräfin Aurora Königsmark — Fürstin Amalie Salzin — Anna Louise Karsch — Angelika Kaufmann — Elisabeth Mara — Frau von Krüdener — Karoline Neuber — Catharina II. — Elisabeth Charlotte — Maria Theresie — Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar — Gräfin Albani. — Es dürfte kaum ein berufenerer Maler ausgezeichneter Frauenbilder zu finden sein, als A. von Sternberg. Der Farbenreichtum seiner geistigen Eleganz, die Grazie der Form in seinem Style und eine gewisse noble Raffinerie, welche die glänzenden Seiten siegreich zur Schau stellt, vereinigen sich, um die von ihm gewählten Frauenbilder in den Zauber des Lebens hineinzustellen, oder den Leser in die Zeit jener Frauen zurückzustellen. Dem Kritiker hat der Autor die Arbeit durch die Vorrede erleichtert. In dieser sagt A. von Sternberg, was er gewollt, und jeder Unbefangene muß nach Lesung des Buches unterschreiben, daß er es in großer Vollkommenheit erreicht hat. So mag einmal der Autor als sein eigener Kritiker auftreten, was in anonym oder pseudonym lägenhafter Weise schon oft dagewesen, hier aber, von fremder Hand bewirkt, zugleich zeigen soll, mit welchem klarem Bewußtsein der Verfasser sein Werk gearbeitet hat: Keine Biographien sollen diese Darstellungen sein, keine historischen Aufsätze in strengem und belehrendem Styl, sondern Bildnisse an die bunte Teppichwand des Jahrhunderts geheftet, in einem Rahmen, wie es dem jedesmaligen Portrait zukommt, bald barock, bald zierlich, bald ein einfacher Goldleisten, immer aber im Zusammenhange mit den Ornamenten des Saats, mit dem Schmuck des Ameublements, mit dem Muster des Teppichs. Dem Sammler und Aufsteller dieser Bilder lag es daran, neben der gewissenhaften Zusammenstellung der Facta auch die Blüthenfrische des ehemaligen Lebens wieder herzustellen.

Deuilleton.

Berlin. Am 27. Januar hielt die Königl. Akademie der Wissenschaften ihre öffentliche Jahresfeier zur Feier des Geburtstages Friedrich II. Es ist bekannt, welche Folgen im vorigen Jahre die geistdurchströmte Tendenz-Rede des Herrn Friedrich von Raumer hatte. Dergleichen Unannehmlichkeiten hat die Akademie in diesem Jahre nicht zu befürchten, denn die Rede des Herrn Ehrenberg hielt sich rein wissenschaftlich über neue Ergebnisse mikroskopischer Forschungen. Sie ging in's Kleinlichste über, während sich Raumer's Rede in's Großartigste der von der Redefreiheit hoherhabenen Mannesbrust verstieg. Ehrenberg gab namentlich eine Uebersicht der Verhältnisse des Pflasterstaubes, besonders in Beziehung des Meeres der Finsternisse bei den Arabern.

Das ein verliebter Sängling in hyperbolisch-hyperboräisch-unverständlichen Versen schreibt, ist so alt wie die Liebe, das aber ein schwärmender Mann, ein Kritiker, eine der ersten Autoritäten seines Faches, den rasenden Roland in Prosa spielt, ist ganz neu. Rötcher schreibt über die hübsche Mad. Schindelmeyer, in einer Pagen-Rolle: „Aus der höchst anmuthigen Erscheinung sprach eine aufbrechende Sänglingsnatur zu uns, aus der die schwärmerischen Empfindungen der Liebe und Ehre als Erstlingsfrüchte hervordrangten.“ — Wenn das kein Unsinn, dann ist Herr Professor der Holzschnidekunst Gubig der klarste Schriftsteller von Berlin und Schöneberg.

Kurz vor ihrem Tode sprach sich Henriette Paatzow in einem Briefe über Guskow auf eine Weise aus, welche diesen ausgezeichneten Kopf in der vollen Bedeutung seines eminenten Talentes würdigt: Guskow hat mir liebevoll geantwortet. Er hatte es kaum nöthig, ich wußte doch, daß er mich verstanden. Möchte es ihm wohlgehen in Dresden, in dieser neuen Schule des Lebens; auch die Seiten seines Innern sich entwickeln, die vielleicht bisher das Gleichgewicht von so viel angehäuften Schätzen verhinderten! Mein Urtheil über ihn, noch im Vorhof unserer Bekanntschaft, weicht so von dem Meisten ab, was im Allgemeinen festgestellt war, daß man mir zuhört, als ob ich von einem Fremden spräche. Und doch, wie oft habe ich schon aus Menschen etwas wie eine verschüt-

tete Erinnerung hervorgehakt, das meiner Ansicht gemäß war, aber durch eine kleine Verlegung seinerseits zurückgedrängt worden war. Und es ist nur zu wahr, es ist viel bequemer einer nachtheiligen Ansicht beizustimmen, als eine neue, abweichende festzustellen und zu vertreten. Aber je älter ich werde, je fester halte ich daran, daß ich selbst Leben erfassen will, wie er sich mir giebt, einem liebevollen und ich darf sagen geprüften Geständniß gegenüber. Ihm selbst will ich glauben. Er soll sich mir geben können, grade so bis wie weit er eben jetzt gekommen ist, und von mir soll ihm nimmer eine neue Wahrheit gekümmert werden, auch nicht durch das leiseste Schütteln des Hauptes. Und vollends ein Künstler. Denn so nenne ich Guskow immer gegen alle Menschen; welcher ein Anspruch der Theilnahme liegt in der Bezeichnung, welche eine Erklärung für die Erfahrungen in solcher Form! Guskow ist weich, träumerisch, penetrant wieder, mit Seherblick die Menge überholend, und doch ohne Welt- und Menschenkenntniß, dann alle Gefühlsfäden nach außen gestreckt, dürstend nach dem ganzen Verständniß des Publikums — und vor einem rauhen Griff zurückfahrend, sich zusammensiehend, nichts wie die kalte Schale überlassend, lange furchtsam bleibend, mißtrauend, sich austobend, alle Schmerzen der gestörten Existenz fühlend, großend und sich versündigend. . . das ist Guskow's Natur und Guskow's Schicksal.

Im Königsstädter Theater bereiten die Italiener „Robert der Teufel“ vor. — Dieser Oper soll Fra Diavolo folgen, der Kapellmeister Barbieri ist darüber her, den französischen Text dieses Auber'schen Werkes in das Italienische zu übertragen. — Später kommt auch die „Belagerung von Corinth“ daran. — Sigr. Labocetta ist mit glänzendem Gehalt für die nächste Londoner Saison am Queen's-Theater engagirt. Für die nächste Winter-Stage aber ist der treffliche Künstler schon wieder für Berlin gewonnen — eben so der tüchtige Heldentenor Pardini.

In der sonst mehr als zahmen Preussischen Staatszeitung treibt seit Jahr und Tag Herr Oldenberg ein dramaturgisches Abschlagen. Wer ist der Mann? Er hat bis jetzt nichts geliefert, als Vernichtungen der Selbsterarbeiten Anderer, um sich auf Gründe einzulassen, dafür hält sich Herr Oldenberg

für zu groß, er fährt wie der Donner herab und zermalmt. So behandelte er auch Werders Trauerspiel *Columbus*, wie die erste Stylübung eines Quintaners. Dafür ist ihm die — unverdiente Ehre zu Theil geworden, daß sich Ludwig Ziel auf folgende Replik gegen ihn einläßt: „Wegwerfend also, wie schon geschah, darf die sich so nennende Kritik sprechen? Ueber ein Werk, das jeden echten Sinn durch seine Frische und Wahrheit erfreut? Welches nach unfruchtbarer Dürre manchen Jahres den poetischen Sinn, den fühlenden Menschen, den Unbefangenen begeistert? An das große Zeitalter antiker Kunst erinnert uns wieder diese großartige Schöpfung, und man darf diese Morgenröthe eines echten Dichtergeistes mit Freuden und frohlockendem Willkommen begrüßen! Oder sollte ich, der ich seit mehr als fünfzig Jahren die dramatische Kunst und die Werke aller Völker studire, so sehr im Irrthum sein, sollte ich, der ich wissenschaftlich niemals das Schlechte oder Mittelmäßige gelobt und empfohlen habe, so völlig irren, wenn ich dieses Werk als eine große poetische Erscheinung mit Enthusiasmus begrüße? — Nur persönliche Mißstimmung kann so wegwerfend, wie in diesem Blatte geschah, sich äußern. Sollte es derselbe Autor sein können, der früher so manches wahre Urtheil niederschrieb? — Oft muß der schwache Zuhörer ein so einfach edles Werk anschauen, Publikum und Schauspieler, wie die sogenannten Kritiker, müssen sich erst an das Vortreffliche gewöhnen, dann es genießen, um es endlich zu verstehen. Kritik, die echte, soll nur die Begeisterung des Dichters dem nicht Empfänglichen deutlich machen, das Schöne, so viel sie kann, erklären, nicht bloß tadeln oder mäkeln, von einem Standpunkte aus, der das Dichterwerk gar nicht berührt: Dies ist nur beim Mittelmäßigen und Schlechten erlaubt, bei Gesängen, welche die Muse nicht kennen mag. Wegwerfend tadeln ist leicht, ein verständiges Würdigen wahrer Poesie schwer. — Diese Worte spreche ich im Namen vieler, sehr vieler Freunde und Bewunderer dieses neuen Dichterwerks, welches (und ich irre wohl nicht) viele Jahre und noch mehrere schwächliche oder hämische Kritiken überleben wird.“

. Behufs der Zulassung eines Fremden zum Besuch des hiesigen Casino, werden, ganz abgesehen von der hochadeligen Geburt, drei Mitglieder der Gesellschaft als Bürgen verlangt. Das ist Berliner Gastfreundschaft! —

. Das Wichtigste, was von hier zu melden, ist, daß ein 20jähriger Barbiergehülfe wegen Majestätsbeleidigung zu zweijähriger Strafarbeit verurtheilt wurde.

Bremen. Schon drei Mitglieder haben „Dorf und Stadt“ zu ihrem Benefiz gewählt. Noch zwei wollen ihnen folgen.

Breslau. Hier ist ein Verein im Werden zur Erziehung von Kindern hilfloser Proletarier. Bravissimo! Das heißt den Krebschaden der Gesellschaft an der Wurzel anfassen, um ihn auszurotten.

Dresden. Man erzählt sich, daß ein Theil der hiesigen Posschauspieler sich anheischig gemacht habe, den Kindern der verstorbenen Frau Mathilde Schlegel bis zu Vollendung ihrer Erziehung einen nicht unbedeutenden Jahresbeitrag zukommen zu lassen. Es wäre das in der That die schönste Ernte, welche von den so reichlich geflossenen Thränen der von uns Geschiedenen ihren weinenden Kindern aufsprossen könnte.

. Es ist im Publikum die Frage laut geworden, warum Herr Kapellmeister Reiffiger sich nicht bewogen gefunden, schon im ersten, und wenn da nicht, dann doch im zweiten Abonnement-Concert eine Symphonie zu dirigiren. Darauf wurde neulich in einerloge des zweiten Ranges die Auskunft ertheilt, daß Herr Kapellmeister Reiffiger während dem ersten Abonnement-Concerte mit den Vorbereitungen zu seiner Reise nach Weimar beschäftigt und bei dem zweiten von besagter Reise und der zweimaligen Aufführung des Dom Sebastian noch zu angegriffen gewesen sei, um das Tactirstäbchen zu handhaben. Herr Kapellmeister Wagner soll jedoch immer noch eine schwache Hoffnung gehegt haben, seinen Kollegen wenigstens zu Beethoven's A-dur-Symphonie am Tactirpulte zu sehen, weshalb er die Tempi des ersten Psalm-Chors so beispiellos langsam genommen. Ein Freund des verstorbenen Mendelssohn-Bartholdy machte die Bemerkung, daß, wenn der Aerger Todte im Grabe erwecken könnte, der Geist des unsterblichen Componisten in der Nacht vom 12. zum 13. Februar gewiß umgegangen sei. „Da wäre der Hirsch ja längst verdurstet“ — soll Mendelssohn-Bartholdy bei einer ähnlichen Tempoverschleppung dieses Chors, als er einst incognito unter den Zuhörern sich befunden, geäußert haben.

. Neulich nannte Jemand Freitag's „Graf Waldemar“ die auf den Kopf gestellte, vulgo umgekehrte „Valentine“.

. Will Herr Groshofinger durch seine angekündigten Vorlesungen den Frühling herbeiführen oder einen vielleicht zu zeitig hereinbrechenden wieder verschrecken? — In Dresden regnet es allerdings Vorlesungen und Vorträge, nur ist dieser Regen nicht immer ein befruchtender.

. Die Vorstände aller deutschen Hof- und andern Bühnen sind in eine plötzliche Heiterkeit versetzt worden. Sie haben von dem Kunststück gehört, welches dem Historienmaler Pecht an seinem Göthe so vor-

trefflich gelungen ist, nämlich aus einem Bierziger einen sechsundzwanzigjährigen Jüngling zu machen, und haben beschlossen, Herrn Pecht als Restaurator ihrer ersten Liebhaber und Liebhaberinnen bei ihren Kunstinstituten zu betheiligen.

Gleiwitz. Ueberall begegnet man Schaaren von siechen und halbverhungerten Bettlern. Besonders der Stadt strömen aus der ganzen Umgegend die Bettler zu, weil sie da am ehesten Linderung und Hilfe zu finden hoffen. Oft aber ist dieser Gang ihr letzter. Ein Nachtquartier will ihnen Niemand geben — und so müssen diese entkräfteten Menschen — man kann sie eher lebendige Leichen nennen — am späten Abend ihrer Heimath zuweilen, die sie aber vor Entkräftung und Kälte nicht mehr erreichen. Der nächste Morgen findet sie erstarrt in einem Graben, oder an einen Baum gelehnt. Nicht selten ist es auch bis jetzt vorgekommen, daß Kranke in ihrer Fieberhize aus dem Bette und der Wohnung stürzten, und da Niemand sie zurückhalten und führen konnte, im Freien erfroren. Denn die Bewohner ganzer Häuser liegen oft zu gleicher Zeit darnieder, verlassen von allen Gesunden, ohne alle Pflege, kaum daß ein kleines Kind, das noch vom Typhus verschont geblieben, seinen Angehörigen Wasser zur Linderung der brennenden Hitze reichen kann.

Gotha. Dem regierenden Herzog ist eine Schrift überreicht worden, worin das Treiben seiner Beamten geschildert wird. Wenn der Herzog es jedoch nicht wünschte, wollte der Verfasser die Schrift nicht drucken lassen. Dieser aber sprach: Es ist Alles wahr, was in diesem Werkchen gesagt wird, und deshalb muß es gedruckt und der Deffentlichkeit übergeben werden! — Das hätte man in einem gewissen Staate nicht gethan, sondern den Verfasser der Heimlichkeit einer Festung übergeben.

Hamburg. Anno 1742, also vor etwas mehr, als hundert Jahren, betrug der Einnahme-Stat der hiesigen Bühne für's ganze Jahr nicht volle 2800 Thaler, sonach etwa die Hälfte von dem, was jetzt eine Primadonna allein hier jährlich Gage hat.

Heidelberg. Als Frau von Krüdener 1814 Betschwester wurde, besuchte sie auch das hiesige Gefängniß und predigte den Mördern und Dieben. Höchst beachtenswerth ist der Brief, den sie darüber an Empeytas, einen jungen, ihr befreundeten Geistlichen in Genf schrieb: Mein Freund, wenn ich Dir sagen sollte, was ich gehört und geschaut in dieser kurzen Viertelstunde, die es mir möglich war, in einer so entsetzlichen Umgebung auszuhalten, Du würdest Dein Antlitz verhüllen und mit Zittern mich Gott empfehlen. O mein Geliebter, was ist der Mensch! Zu welchem Schreckbilde kann das ursprünglich so reizende Original

verkehrt werden, wenn satanische Hände darüber kommen und mit den dunkeln Schatten der Hölle die reinen Farben zudecken! Ich habe unter Verbrechern gefessen, ich habe ihren Hohn über mich und über den, in dessen Namen ich kam, ausgießen hören müssen, einen Hohn, der die Sprache eines bis zur tiefsten Verderbtheit gesunkenen Pöbels führte. Es herrschte in manchen dieser Aeußerungen, wie soll ich sagen, ein Euzus des Lasters, und doch — o Bruder — war, was diese unreine Zunge sagte, nur oft das, was ein Herz gefühlt, ein Geist gedacht, der in ganz anderer Hülle, unter Purpur und Seide, sich verborgen. Ich erkannte in den Tiefgefallenen nicht allein meine Brüder, sondern auch die Genossen meiner eigenen Sünde und Thorheit. Das war es, was mich niederschmetterte, als ich den Kerker verließ, in dem ich so hochmüthig und mit so großer Selbstzufriedenheit eingetreten war. Wie diese demüthigende Ueberzeugung mich befiel, verlor ich dergestalt den Muth, daß ich eilig auf den Rückzug dachte, und von den zwei Stunden, die ich dazubleiben mir vorgenommen hatte, und zu denen ich die Erlaubniß von der Behörde erhalten, nur eine Viertelstunde wirklich blieb. Als ich nach Hause gekommen war, schalt ich mich und sagte mir mit Verdruß, daß ich allzufrüh fortgeeilt sei, daß ich tapfer hätte Stand halten sollen dem Anblick, nicht allein der fremden, sondern auch der eigenen Verwüstung. Morgen geh' ich demnach wieder hin. Es sitzt Einer darunter, den ich in Paris gekannt, mit ihm getanzt, mit ihm gespielt habe, er war ein schöner Mann. Er hat mich nicht erkannt, ich aber gleich ihn. Gute Frau, sagte er mir, als ich mich zitternd zu ihm wandte, gebt Euch keine Mühe mich zu befehlen. Eine Welt, die vor dem sich beugt, der sich nicht damit abgiebt, die Kassette eines Krämers zu stehlen, sondern gleich die Krone eines Fürsten raubt, zeigt, daß nur der Glückliche Kraft hat, und der Unglückliche bestimmt ist, zertreten zu werden! — Diese grausame Verirrung brachte ich nicht aus seinem Kopfe und seinem Herzen heraus. Er sehnte sich nach Vernichtung, und der Tod war ihm Labsal. Ein Anderer entriß mir mein Buch und gab mir damit einen Schlag an den Kopf und rief: Geh, Narrin, als Du noch jünger und hübscher warst, wirfst Du ebenfalls nicht an Gott geglaubt haben, das sind Einfälle Deiner alten Tage und Deiner morschen Glieder. Ich wagte kein Wort zu erwidern. — Ich zitterte sichtlich.

Kopenhagen. Johann Ludwig Heiberg, einer der kernigsten und geistvollsten dänischen Schriftsteller, schreibt: Ich gestehe, daß auch ich in meinen jüngern Tagen für die politischen Bewegungen entflammt war, daß es mein heißester Wunsch war, Leben und Glück zum Wohle der Menschheit zu opfern. Ja, dazu würde ich noch bereit sein, wenn ich überzeugt wäre, daß mein Opfer ein Opfer für Wahrheit und nicht für Illusionen wäre. Doch das ist das große be-

deutsame Wort: Wahrheit! Der reine Wille sie zu suchen. In unsern Zeiten scheint es überall, daß man oft, wie Pilatus, fragen könnte: Was ist Wahrheit? Denn in der Politik wie in der Literatur und im gewöhnlichen Leben scheint die Wahrheit verschwunden zu sein (oder ist nie darin gewesen!), und dennoch muß die Wahrheit der Grundstein jeglichen menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns sein. Zu allen Zeiten haben die Menschen sich selbst und Andere belogen, doch haben sie sich auch geschämt; das thun die Meisten jetzt nicht mehr. Diese Entdeckung hat später meinen Eifer für Manches sehr abgekühlt. Hier sowohl wie im Reiche der Künste scheint mir die Lüge zu herrschen, und ich gestehe, daß ich mit Veringschätzung die großen Heerscharen von Dichtern, Kreten und Pleten, die vielen literarischen Detailhändler betrachte, welche mit schielenden Blicken auf die Großhändler sehen, und so viel sie vermögen dem alten Sprichwort anhangen: Paix aux cabanes, guerre aux chateaux.

Leipzig. Der Eid, welchen der in die große deutsche Landesloge eintretende Freimaurer leisten muß, lautet dahin, daß dem Gelobenden, wenn er von den Zeichen und Geheimnissen des Ordens etwas auf irgend eine Weise, durch Sprechen, Schreiben, Zeichnen, Gebärden verrathen sollte, möge die Zunge ausgerissen, die Eingeweide ausgewunden, zu Asche verbrannt und in die Winde gestreut werden. — Gerechtigen diese Geheimnisse zum Wohl und Heil der Menschheit, dann ist ihr Verschweigen eine Sünde; sind sie nur Spielerei und Tand, dann ist der Eid eine Sünde. Sehr helles Licht über die Freimaurerei überhaupt verbreitet eine eben von der Biedermannschen Verlagsbuchhandlung ausgegebene Broschüre: Der Freimaurerorden in seiner gegenwärtigen Wichtigkeit dargestellt. S. 7 heißt es: Alles, was der Deffentlichkeit feind ist, wird von ihrem Mißtrauen verfolgt; diese Erfahrung hat der Freimaurerorden an sich seit Jahrhunderten gemacht, durch die ihn der Argwohn aus allen Klassen der Gesellschaft begleitet hat. Er fühlt sich wohl unter diesem Martyrium und thut grundsätzlich nichts, um die öffentliche Meinung zu berichtigen, ohne zu erwägen, daß jedes nutzlose Martyrium noch niemals Theilnahme, wohl aber das Lächeln der Vernünftigen erregt hat. — Das Mysticism bringt dem Orden also weder Ehre noch Einfluß. Der erste Maurer aber sagt: Unser Bund würde längst nicht mehr bestehen, wenn die Geheimhaltung seiner Regeln nicht notwendige Pflicht wäre; das Geheimniß sichert allein seine Existenz. Nun, in der That, gründlicher kann Niemand über den Orden den Stab brechen, als dieser erste Maurer. Die Consequenz dieser Voraussetzung ist die, daß Niemand dem Orden beitreten würde, wenn er vor diesem Entschluß über dessen Intentionen und die Art, wie er sie realisirt, ordentlich unterrichtet wäre. Der Unkundige

muß erst durch Ketten und Banden in den Orden festgeschlagen werden, ehe er irgend etwas von dem erfährt, was er wissen will. Sein Verharren ist, wenn der Erfolg ihn nachher nicht befriedigt, ein gezwungenes. Er ist unfrei hineingegangen, denn er hat Dinge geschworen, die er nicht kennt; auf's Ungewisse hin hat man ihn seine Zunge und seine Eingeweide verwünschen lassen. Wer will hier noch die Unsittlichkeit des Verfahrens einer großen vom Staate geschützten Corporation in Abrede stellen? — In derselben höchst interessante Schrift, die mit scharfem Licht in die Nebel der Abgeschmacktheit und in die Nacht des selbstgefälligen Unsinn's hineinleuchtet, wird auch das Ritual der großen Landesloge beschrieben: Der Aufzunehmende wird unter die Obhut des Redners und desjenigen Mitglieds gestellt, welches ihn zum Vorschlag gebracht. Sein erster Weg führt ihn, zum Theil entkleidet, namentlich von allen Metallgegenständen befreit (um anzudeuten, daß er friedlicher Gesinnung sei), in eine dunkle Kammer. Man läßt ihn einige Zeit allein in tiefster Dunkelheit, bis endlich sich ein leiser Lichtschimmer zeigt. Das ist die Morgenröthe des Geistes, die nach der Finsterniß erscheint. Dann wird dem Geprüften, dessen Augen mit einer Binde belegt werden, helles Licht gegeben, und ihm untersagt, die Binde zu heben. Man verläßt ihn zum Schein, damit er in der Einsamkeit sich der Betrachtung hingeebe, beobachtet ihn aber unvermerkt, ob er Neugierde verrathe und die Binde löste. Geschieht dies nicht, so wird zu Gunsten des Geprüften rapportirt, er habe keine Neugierde gezeigt. Dieser wird dann mit entblößtem und gebundenem Bein und entkleidetem Oberkörper der Loge zugeführt. Auf dreimaliges Anmelden des Suchenden durch seinen Patron und dreimaliges Rückfragen des Meisters nach Namen, Stand, Religion, wird der Suchende, dessen Augen immer noch verbunden sind, in die Loge eingeführt. Hier vom Meister über die Festigkeit seines Entschlusses befragt, beginnt der Eingeführte, nach Beantwortung dieser Frage, die Wanderung. Sein Führer setzt ihm ein Schwert auf die bloße Brust und promennirt um den Kreis der Brüder, die sich in zwei Reihen am Altar aufgestellt haben. Am Ende der ersten Reihe wird ihm gesagt, daß er noch nicht auf dem rechten Wege sei. Er macht also den Weg noch einmal, und zum dritten Mal. Nun wird er zwischen die Reihen der Brüder geführt, die ihre Schwerter auf ihn gezückt haben, seine Binde fällt, und der Vorsitzende erhebt sich mit den Worten: Diese Schwerter sind zu ihrer Vertheidigung gezogen, wenn sie die Regeln des Ordens beobachten, aber sie nehmen Rache für den Verrath. Hierauf wird der bis jetzt noch mit „Herr“ Angeredete an den Altar geführt zur Vereidigung. Sein Weg dahin geht über einen mit Symbolen bedeckten Teppich, den er mit sieben vorgeschriebenen Tritten überschreiten muß. Hat er den Eid abgelegt, so wird ihm zum Scheine Blut aus der Brust abgelassen mit

einer Banzette, die in einem mit rothem Saft gefüllten Geräthe liegt. Nach dieser Ceremonie ist der Aufgenommene Bruder, er erhält einen Schurz, eine Kelle, Handschuhe für sich und die Dame seines Herzens — und dann wird ihm ein erbaulicher Sermon gehalten. Wer in den Meistergrad eintreten soll, wird in ein schwarzes Zimmer geführt, dessen Wände die Inschrift tragen: Gedanke an den Tod! Es ist mit menschlichen Gerippen besetzt; schwarze Särge stehen in der Mitte. Der werdende Meister wird in einen Sarg hineingelegt und zugedeckt. Unter seinem Haupte hört er Gevölter und Waffengeklirr. Wer da ohne Schrecken bleibt, ist gewiß ein fester Mann. Er kann Meister werden.

Piegnitz. Die verw. Banquier Prausniger hier selbst hat, um ihrem verstorbenen Ehegatten ein würdiges Denkmal zu setzen, eine Stiftung gemacht, nach welcher jährlich 300 Thlr. in der Art vertheilt werden, daß 450 Stadtarme, jeder monatlich 6 Pf., 30 verschämte Arme, jeder monatlich 7 Sgr. 6 Pf., und 12 jüdische Arme, jeder monatlich 25 Sgr. erhalten sollen. Die Stifterin hat gewünscht, daß sobald die Stiftung ins Leben getreten, alle Bettler vor ihrem Hause polizeilich abgehalten werden möchten. Man bewilligte ihr einige Mal Wache vor's Haus zu stellen. Später konnte sie sich die Bettler selbst dadurch abhalten, daß sie ihnen nichts verabreichte. Glaubt Madame Prausniger auf diese Weise ihrem Manne wirklich ein würdiges Denkmal gesetzt zu haben?!

London. Englische Blätter gaben kürzlich die Beschreibung eines bei einem Feste am Hofe zu Windsor aufgetragenen Kuchens. Am Fuße des Kuchens befanden sich mehre chinesische Figuren, verschlungen mit allegorischen Sinnbildern, als Vögeln, Thieren u. s. w. Auf der Spitze erblickte man einen mit Säulen verzierten Tempel. Der Boden des Tempels, der ein Bassin vorstellte, war mit Glas belegt. Unter der Kuppel hingen an dünnen beweglichen Fäden eine Menge weißer und rother Fische, deren Bild sich in dem Bassin abspiegelte. Wurden diese Fische durch einen angebrachten sinnreichen Mechanismus in Bewegung gesetzt, so schienen sie lebendig zu sein und zu schwimmen. Der Tempel selbst wurde durch künstliche Felsen überragt. Auf diesen Felsen standen 20 chinesische Figuren, welche verschiedene Instrumente spielten. Berührte man nun eine geheime Feder, so ließ sich die Musik hören und die Figuren nickten mit großer Präcision den Tact dazu. Der Durchmesser des Kuchens betrug 3 Fuß, die Höhe desselben war über 4 Fuß. — Wenn die Irländer fragen: Ihr reichen Schlemmer, gebt Ihr uns kein Brot? — wird ihnen der Bescheid: Ja, Kuchen! —

Yhou. Eine Anzahl hier lebender Deutschen hat sich vereinigt, um die Familie Heinzens so lange durch

monatliche Beiträge zu unterstützen, bis es ihr möglich ist, ihrem Ernährer nach der neuen Heimath zu folgen.

Morbihan. Bei einer Sitzung der Assisen sah eine des Diebstahls beschuldigte Frau auf der Bank der Angeklagten. Sie wurde von dem Präsidenten ersucht, aufzustehen, ihren Vor- und Zunamen, ihr Alter, ihr Gewerbe und ihre Wohnung anzugeben. — Was willst Du, altes häßliches Kameel, mit meinem Namen? Glaubst Du, Dromedar, daß eine Frau wie ich, nöthig habe, auf Deine lächerlichen Fragen zu antworten? — In diesem Tone fuhr sie, zum größten Scandal des Gerichts, der Zuhörer und besonders des Vorsitzenden, fort, zu sprechen. Letzterem blieb nichts anderes übrig, als die Rasende wieder in's Gefängniß zurückführen zu lassen. Später ermittelte es sich, daß diese Frau seit einigen Tagen ihre Ration Wein heimlich gespart und am Tage der Sitzung, um sich Muth zu machen, auf einmal ausgetrunken hatte. Bald nachher wurde sie wieder vor den Gerichtshof geführt. Diesmal war sie nüchtern, reuevoll und verwirrt. Sie wurde Diebstahls wegen zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt.

Moskau. Hier macht die Oper „Esmeralda“ von dem russischen Componisten Dargomirski viel Glück.

Münster. Im Verlage von Theissing erschien eine von dem h. Johannes Damascenus herausgegebene Legende, die Quelle des altdeutschen Gedichtes des Rudolf von Monfort, aus dem Griechischen übertragen von Felix Viebrecht. — Die Belehrungen in dieser Legende treten oft in der Form sinnreicher Parabeln auf. So z. B. von der Nachtigall, die gefangen wurde. Die Nachtigall bat um ihr Leben, versprach dafür drei gute Rathschläge und sagte: Bemühe Dich nie, etwas Unerreichbares zu erreichen. Bereue niemals Etwas, was einmal vorbei ist. Glaube nie eine unglaubliche Rede. Diese drei Lehren beobachte, und es wird Dir wohl ergehen. — Der Mann bewunderte diese einleuchtenden und verständigen Worte, und gab der Nachtigall die Freiheit, und ließ sie in die Luft fliegen. Da nun die Nachtigall erfahren wollte, ob der Mann die Kraft der ihm gesagten Worte erkannt und einen Nutzen daraus gezogen hätte, so sprach sie zu ihm, während sie durch die Luft flog: Wehe Deiner Unbesonnenheit, Mensch! was für einen Schatz hast Du heut verloren! Denn in meinen Eingeweiden befindet sich eine Perle, die an Größe ein Straußenei übertrifft. — Sogleich wollte nun der thörichte Mensch die Nachtigall wieder fangen, die ihn aber verspottete, weil er ihren Rathschlägen zuwider handle, etwas Unerreichbares verlange, etwas Geschehenes bereue und etwas Unglaubliches glaube.

Paris. Was die Rachel im hierarchischen französischen Dramastyl, ist die Araldi in dem Conversationsstücke. Wenn die Rachel, begünstigt durch ihre

scharfen Züge und durch ihren ganzen schneidenden Gesichtsausdruck in den gewaltsam leidenschaftlichen Frauenrollen der Corneille'schen, Racine'schen und Voltaire'schen Tragödie, wo Eifersucht, Rachgier und dergleichen vorherrschen, Ausgezeichnetes leistet, so ist ihr die schöne *Arabi*, mit blühender Körperfülle, in allen zarten Frauenrollen, im Ausdruck von Kindestreue, Freundschaft, Liebe, Hoffnung, Wehmuth und Schmerz weit überlegen. Die *Rachel* ist eine so treffliche *Cumenide*, als die *Arabi* eine anmuthige *Grazie*.

*. Herr von Tocqueville hat in der Deputirtenkammer eine Rede gehalten über die Entfittlichung der Mittelklassen, denen man sonst alle guten Eigenschaften und Tugenden beigelegt habe. Er sieht den Ursprung dieses Uebels in der überhand nehmenden Gewalt der Regierungs-Behörden.

*. Der Orchesterdiener der großen Oper hält sich einen Bedienten und fährt in einem eleganten *Tilbury*. Der Mann verdient mit *Paletots*, *Opernguckern* und dergl. jährlich seine 12—15,000 Franken, und ist nebst bei der *Banquier* der *Bühnenkünstler*, die, um aus plötzlichen Verlegenheiten gerissen zu werden, recht artige *Prozente* zahlen müssen.

Petersburg (Aus einem Privatbriefe). Unsere Erholungen finden wir in der italienischen Oper, dies Mal mit der *Frezzolini*, *Giuli-Borsi* und *Angei*, *Salvi*, *Zamburini*, *Colini*, *Guasco* und *Rossi*. Bis jetzt wurden die *Lombardi*, *Beatrice di Tenda*, *Gemma di Bergny*, *Don Pasquale*, *Semiramide* gegeben. — Im französischen Theater, wo wir neben der *Volny* uns an der *Arnould-Plessi* erfreuen, aber auch noch *Groupes du vieux sexe* und lebende Schatten über die Scene gehen. — Im deutschen Theater, wo mit geringen Mitteln mäßigen Ansprüchen Genüge geleistet wird. Herr und Madame *Grabowsky* sind jetzt auch engagirt. Man giebt die *Gebrüder Foster*, eine *Familie*, *Hamlet (!)*, den *Uckermärker* und die *Picarde*, seit einigen Tagen *Ludwig Devrient* als Künstler und Mensch, von dem hiesigen Augenarzte *Dr. Strauch*, ein schwaches Product. — Im russischen Theater, wo Neuigkeiten auf Neuigkeiten folgen, wenige Originalarbeiten, mehr Uebersetzungen und Bearbeitungen französischer Stücke. Viel Theilnahme fand ein nach der *Pilule du diable* bearbeitetes *Spektakelstück*. — Im *Circus* des *Herren Czuzent & Lejars*, der jetzt kaiserlich ist und dessen Vorstellungen man nie unbefriedigt verläßt, *Eleganz*, *Rühnheit* bei der größten *Sicherheit* und *Geschmack*. — Die

Quartette von *Bieurtempé*, die *Concerte* der *Symphoniegesellschaft* und des *kaiserlichen Sängerkhors*, dem man das *päpstliche berühmte* allenfalls an die Seite stellen kann, bieten auch dem, der ernste musikalische Genüsse erheischt, mannichfache Unterhaltung.

Prag. Ost und West, an deren Spitze der hochschätzenswerthe *Rudolf Glaser* steht, sprechen ein fürchtbares Anathema über die neueste *Posse* von *Fr. Kaiser*: *Die Schule der Armen*, aus: Eine langweilige, zerfahrene *Schablonenkomödie*, eine ungeschickte *Zusammenstoppelung* schwach erfundener *Scenen*, über welche viele Worte zu machen, verlorene Mühe wäre. Ein *Nohr* läßt sich nicht weiß waschen, und ein *Schriftsteller*, der so tief im *Sumpfe* der *Gemeinheit* steht, wie *Herr Friedrich Kaiser*, läßt sich nicht mehr zurückführen, ein *Schriftsteller* von einer solchen *faulen* und *anrüchigen Tendenz*, wie im vorliegenden Stücke dargelegt wird, steht unter der *Kritik*.

Hybnik. Als bereits vor mehreren Jahren auf das anwachsende *Elend* in *Schlesien* aufmerksam gemacht wurde, hieß es, nur *auswieglerische Schreier* redeten dem *Volke* die *Noth* ein! Und jetzt! *Furchtbar* ist das zu lesen, was die *Bürgermeister* der *Städte* als *Hilferufe* in die *Welt* schicken. Jetzt sind die *Schreier*, welche *schrieen*, weil sie ein *Herz* im *Leibe* hatten, verstummt, aber die *Verzweiflung* *schreit* allein, bis der *Hungertod* sie *verstummen* macht. Die *Noth* wächst täglich; der *eingetretene* *strenge Frost* hindert selbst das *Betteln*, die *Zuflucht* von vielen *hundert Menschen*. Der *Hungertyphus* hat jetzt alle *Klassen* der *Gesellschaft* ergriffen und *wüthet* an allen *Orten*. In *einzelnen Ort-schaften* starben *mehre Häuser* vollkommen aus und stehen jetzt *leer*. *Hunderte* *verwaister*, *nackter*, *brotloser* *Kinder* *irren* von *Dorf* zu *Dorf*, weil sie *kein Obdach*, *keine Heimath* mehr finden, denn die *Eltern* hat *Gott* *erlöst*, die *verlassenen Waisen* aber nicht. *Tausende* *liegen* am *Typhus* *darnieder*, *geflohen* von ihren *nächsten Angehörigen*, ein *Raub* der *Seuche* aus *Mangel* an *Pflege*, an *Arznei*, an *Nahrung*, und wenn das *Fieber* endlich *gewichen*, was soll den *abgemagerten elenden* *Körper* *stärken*? Nicht selten fehlt es an *Brettern* zu *Särge*n für die *Leichen*, sie werden in *Lumpen* *gehüllt*, oder auch *nackt* zur *Begräbnisstätte* auf *Handschlitten*, *Schubkarren* *geschleift* und dem *Todtengräber* *überwiesen*, der sein *Tagewerk* selten *beendigt*. —

J. Lasker.

Druck von Carl Kamming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.